KULTUR PLATZ

Zeitschrift für Literatur & Kunst aus Bremen, *2. Jahrgang Nr. 4 Preis DM 3,–*



ich wollt ich wär der liebe gott
und säß im himmel droben
und marx & engels neben mir
die meine sprüche loben

frei nach heine, strauss zu kohl ins reine

Hauptthema: Kunst im öffentlichen Raum

WIR UNSERE MITGLIEDER

Manfred Bartling, Bremen, Maler
Fietz Boehm, Bremen, Fotograf
Edith Bruns, Bremen, Autorin
Hein Bruns, Bremen, Autor
Manfred Claassen, Bremen Graphik-Designer
Jörn-Peter Dirx, Bremen, Maler und Autor
Gerd-Peter Eigner, Bremen, Autor
Terry Mc Evoy, Ottawa, Autor
Ingo Golembiewski, Bremen, Autor
Helmut Hornig, Bremen, Autor
Ulrike Kleinert, Bremen, Autorin
Wolfgang Kluge, Bremen, Autor
Axel Knopp, Bremen, Maler
Günther König, Bremen, Autor
Katharina Kühl, Heist, Autorin
Jörn Laue, Bremen, Autor
Urs Ledergerber, Bremen, Autor
Hartmut Lück, Bremen, Autor
Gerd Maximovic, Bremen, Autor
Jürgen Nola, Bremen, Autor und Regisseur
Marietta Remp, Bremen, Autorin
Detlef Rohde-Michelers, Bremen, Autor
Karl-Heinz Schmidt, Bremen, Autor
Petra Schröder, Bremen, Musikerin
Werner Sünkenberg, Bremen, Autor und Filmer
Nico Timm, Bremen, Maler und Architekt
Gabriele Unger, Bremen, Graphikerin

Weitere Mitarbeiter dieser Ausgabe

Buzz Bütow, Bremen, Cartoonist
Ingo Cesaro, Kronach, Autor
Lev Detela, Wien, Autor
Olaf Dinne, Bremen, Architekt
Margarete Jehn, Worpswede, Autorin
Hans-Jürgen Paape, Bremen, Autor
Harald Schmid, Berlin, Autor
Hans Wilhelm Sotrop, Bremen, Maler



Der Kulturplatz Dammweg e. V., Bremen, ist eine Autoren- und Künstler-Vereinigung, die jedem Interessierten für Kritik, Information und Mitarbeit offensteht. Besuchen Sie uns bitte montags zwischen 17.00 und 21.00 Uhr am Dammweg 15 (Nähe Schwachhauser Heerstraße und Graf-Moltke-Straße) oder rufen Sie an: 344942.

Inhalt

	Seite
Wenn ich ein Vöglein wär — Margarete Jehn	3
Kunst, Kultur & Kauderwelsch — Gerd-Peter Eigner	5
Ein Roman, der in die Knie ging	9
Kunst im öffentlichen Raum — Olaf Dinné	10
Mein Vater ist auch nicht so astrein gewesen	12
Baldriantropfen — Wolfgang Kluge	14
Kunst und Aktion in Huchting	16
Alle sollen mitmachen	17
Ein Jahr Kunst im öffentlichen Raum — Manfred Bartling	19
Ein Tag — Detlef Michelers	19
Äußerungen der Bevölkerung während der Aktion	20
Lussi — Urs Ledergerber	21
A ausgerechnet A — Jörn Peter Dirx	23
Wer sind wir im BBK — Hans Wilhelm Sotrop	25
Unter uns — Ingo Golembiewski	27
Laßt fliegende Fetzen um mich sein — Detlef Michelers	28
Begriffsverwirrung — Hans Jürgen Paape	28
Was nicht sein darf — Helmut Hornig	29
Wort Widerwort — Ingo Golembiewski	32
Vertreib die Ausländer — Lev Detela	36
Kulturnotizen	37

Gedichte

Helmut Hornig	Sanierung	10
	Frühlingsgefühle	31
Werner Sünkenberg	Tür, 1. Kupanewski	14
	Vergessen	30
	Man, Mama, Texte	31
Katharina Kühl	Der grüne Streifen rechts am Horizont	24
Ulrike Kleinert	Von einem Vater	24
Edith Bruns	Aufruf	24
Gerd-Peter Eigner	Bornova`da, Bewegte Umgebung	27
Ingo Cesaro	Zwangsjacke, Nestbeschmutzer	34
Marietta Remp	Dieses Zittern seiner Hände, Abschied	34
Ingo Golembiewski	Die Wand, Knoblauch	34
Harald Schmid	Kurzes Glück, Regierung, Liebesroman, Furcht, Schicksal eines Dichters, Epitaph 2000`	36

Illustrationen

Cartoons von Buzz Bütow	4, 15, 35
Cartoon von Piet Claassen	8
Cartoons von Jörn Peter Dirx	13, 23, 24, 25, 30
Plakate von Klaus Staeck	
Fotos von Fietz Boehm	
Titelgraphik von Axel Knopp	

IMPRESSUM
'kulturplatz' ist die Zeitschrift des Vereins 'kulturplatz dammweg e.v.' in Bremen. Für Mitglieder ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten. 'kulturplatz' erscheint viermal im Jahr. Einzelpreis DM 3,—. Adresse des Vereins: Dammweg 15, 2800 Bremen, Telefon: (0421) 34 49 42. Konto: Die Sparkasse in Bremen Nr. 1208 7136.

Copyright bei den Autoren. Verlagsort ist Bremen.

Graphik und Layout von Manfred Claassen, Gabriele Unger
Redaktion: M. Claassen, G. P. Eigner, I. Golembiewski, W. Kluge

WENN ICH EIN  ÖGLEIN WÄR...

Dialog zwischen einem Mieter und dem Sachbearbeiter einer Wohnungsbaugesellschaft (aus einem Hörspiel der 25. Wernicke-Folge des NDR) von Margarete Jehn

Manfred: Treppenhaus saubermachen - so und so oft!
Keller - so und so oft!
Mittagsruhe - dann und dann!
Teppichklopfen - dann und dann!
Betreten des Rasens - verboten!
Spielen der Kinder im Hof und in den Gängen - verboten!
Aufenthalt im Treppenhaus - verboten!

Bödecker: Herr Wernicke . . .

Manfred: Fällt doch keinem 'n Zacken aus der Krone, wenn die Kinder mal raufgehn auf den Rasen hier. Der ist alt genug, da passiert so schnell nichts mit. Müssen se ja nich grad Fußball drauf spielen.
Aber wenn hier 'n Kind bloß mal die Schildkröte 'n bißchen auf'n Rasen läßt, dann tut der Wienand schon, als wär da 'n Pferd drübergaloppiert.

Bödecker: Wenn Sie mit Ihrem Hausverwalter nicht zufrieden sind, müssen Sie sich mit anderen Mietern zusammentun und eine Eingabe machen. Aber ich weiß nicht, ob das . . . Bisher sind eigentlich noch keine Klagen gekommen über Herrn Wienand.

Manfred: Ich hab aber schon ne ganze Menge gehört.

Bödecker: Und wie gesagt - mit dem Rasen, da müssen Sie sich mit anderen Eltern zusammentun und versuchen, das durchzudrücken. In anderen Wohngebieten ist das längst passiert.

Manfred: Wird doch kaum einer mitmachen hier.

Bödecker: Tja, Herr Wernicke, wenn Sie sich nicht einig sind - das ist natürlich die Voraussetzung. Wir müssen natürlich die Wünsche **aller** Mieter berücksichtigen.

Manfred: Ja. Und dann passiert so ne Sache, daß ein ganzer Block sich einig ist. Und dann braucht nur einer querzuschießen, und die Sache wird hinfällig, nich.

Bödecker: Na, dieser eine wird dann ja vielleicht auch noch zu überzeugen sein.

Manfred: Ja, von wegen!
Haben wir doch gehabt hier. Wir wollten hier Sperrmüll feiern, wie se das in anderen Häusern auch machen. Alle waren einverstanden. Wir wollten uns schon einen Trockenraum einrichten, so als Bar, und dann wollten wir da jedesmal Sperrmüll feiern und meinetwegen auch so größere Familienfeste, und wir sollten auch die Genehmigung dazu kriegen, nich, Lichtanlage und so, das wollten die uns sogar stellen. Von der Woba. Und dann kommt hier . . . unsere Frau Brandes, kommt an und sagt: „Nee, tut mir leid, ich möchte das als Wäschetrockenraum behalten." Da haben wir gesagt: „Frau Brandes, Sie haben da ja noch nie Wäsche getrocknet." „Das ist egal", sagt die, „ich möchte das einfach." Tja!

Bödecker: Kann man von einer alten Dame vielleicht nicht anders verlangen. Ist doch ne alte Dame?

Manfred: Hm.

Bödecker: Aber trotzdem - es tut sich doch was. Es gibt doch überall schon ganz gute Ansätze, das müssen Sie doch zugeben.
Im allgemeinen ist die Wohnzufriedenheit hier auch sehr groß.
Sie müssen auch mal in Betracht ziehen, was hier geleistet wird. Es geht immerhin darum, möglichst viele Wohnungen zu einem möglichst niedrigen Preis zur Verfügung zu stellen.

Manfred: Ja, und denn man schnell rauf auf die grüne Wiese, nich. Billiges Grundstück am Stadtrand und da tüchtig was drauf - ein Kasten nach dem andern. Und die Raten für die ganze Geschichte, die zahlt dann der Mieter, und zwar bis zum Abbruch doch eigentlich, nich.

Bödecker: Umsonst können Sie nirgendwo wohnen. Und was da alles so an Kosten draufgeht . . . Wer nicht näher damit zu tun hat, der übersieht das doch gar nicht.

Manfred: Sie wollen mir doch nich weismachen, Herr Bödecker, daß die Überschüsse dann nachher nur für die Instandhaltung genommen werden und für die Modernisierung und so -

Bödecker: - Herr Wernicke: ein gemeinnütziges Wohnungsbauunternehmen darf gar keinen Gewinn machen!

Manfred: Nach fünfzig, sechzig Jahren ist es doch so weit, daß die Mieten . . ich mein, dann ist diese ganze Baugeschichte doch bezahlt. Aber die Mieter, die zahln doch feste weiter, und da kommt doch ganz schön Profit bei raus.

Bödecker: Herr Wernicke . . .

Manfred: Ja, und warum kann denn da nich mal was genommen werden, daß man da mal richtig rangeht und zieht da für die Leute was hoch, wo se gern drin leben.
Und wenn das teurer ist, wenn die Leute mitplanen, das läßt sich mit **dem** Geld doch machen. Wo gluckert das denn immer hin!

Bödecker: Ich weiß, daß bei den privaten Gesellschaften manches im argen liegt. Aber **wir** tun doch was wir können.

Manfred: Weiß ich nich. Ihr könntet mehr, wenn ihr den großen Baufirmen nich immer alles in'n Hals schmeißen würdet. Die machen doch 'n Reibach dabei, das ist doch schon nich mehr feierlich.

Bödecker: Es hat sich aber doch schon einiges verändert. Auch städtebaulich.

Manfred: Weiß nich, ich seh immer nur das eine: Die ausm Hochhaus kucken auf die Zeilenhäuser, die aus den Zei-

lenhäusern auf die Reihenhäuser und die aus den Reihenhäusern auf die Einfamilienhäuser.

Bödecker: Ich wüßte nicht, was dagegen einzuwenden wäre.

Manfred: Nö. Weiß jeder, wo er dran is. Kannste dir tagtäglich ausrechnen, was du noch alles auf die Beine stellen mußt, damit du vielleicht mal den Sprung in so'n Reihenhaus schaffst.

Bödecker: Ist unter Umständen doch 'n ganz guter Anreiz. Außerdem - ich seh nicht ein, daß man unbedingt den Sprung in ein Reihenhaus schaffen muß, Herr Wernicke.

Manfred: Darf ich mal fragen, wo Sie wohnen?

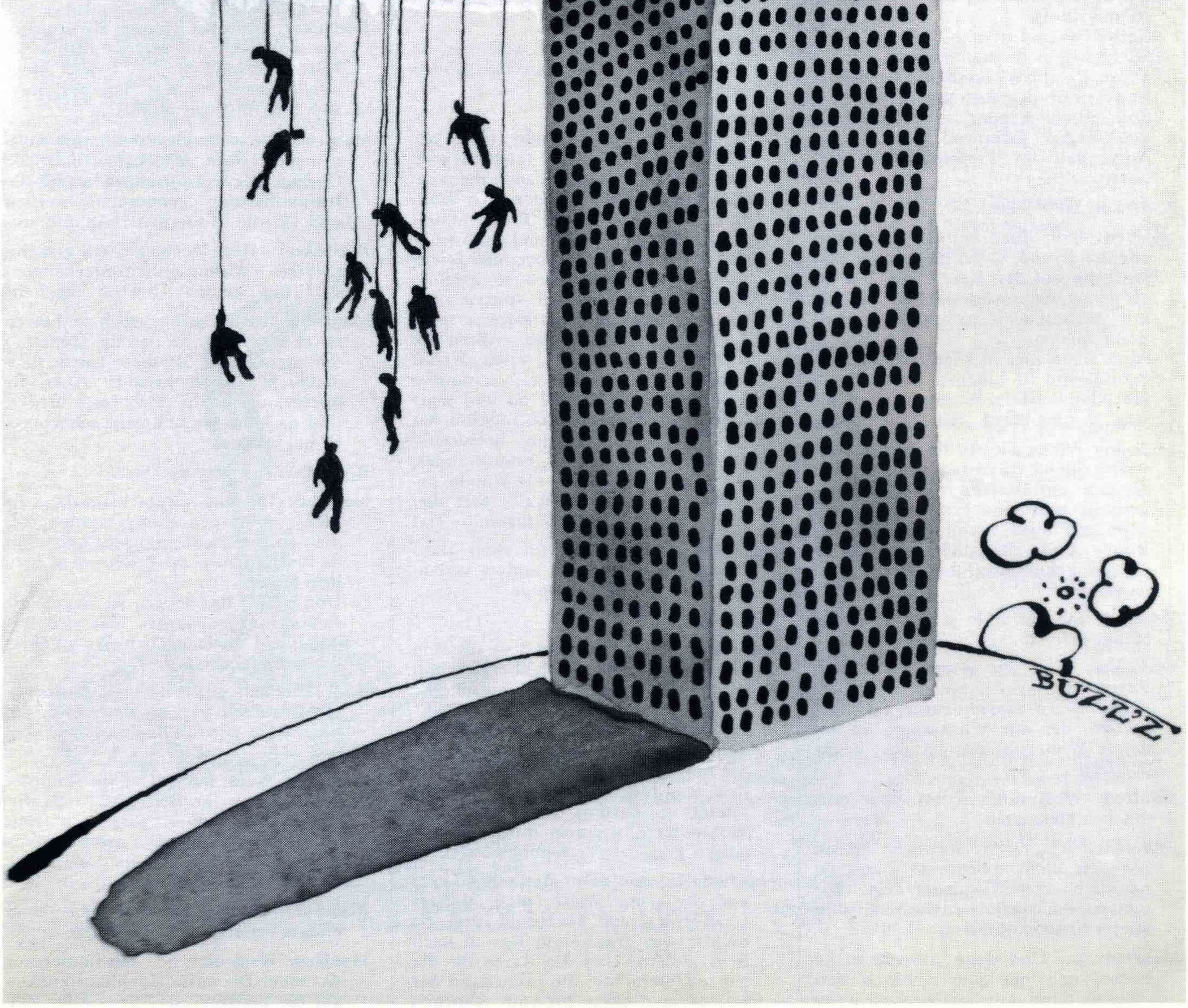
Bödecker: Ich wohne nun zufällig in einem Reihenhaus, aber, ich meine - auch die Wohnungen werden ja immer geräumiger, wir stecken ja mitten in der Entwicklung.
Die Leute, die so etwas planen - es ist doch nicht so, daß die sich keine Mühe geben. Wenn die so ein neues Viertel irgendwo errichten wollen, was meinen Sie, wie lange die manchmal mit ihren Klötzchen rumschieben. Das geht manchmal ne ganze Woche so.

Manfred: Ne ganze Woche.

Bödecker: Manchmal noch länger.
Was meinen Sie, was da los ist. Mal wird aus der Froschperspektive gekuckt, mal aus der Vogelperspektive . . .

Manfred: Jaa! Wenn ich ein Vöglein wär!

- - - - - - - - - - - -



Gerd-Peter Eigner

Kunst, Kultur & Kauderwelsch

Zur Phänomenologie eines gesellschaftlichen Widerspruches (mit einigen dienlichen Hinweisen von Friedrich Nietzsche, Clara Zetkin, Theodor W. Adorno, Jean Genet, Hans Koschnick und dem Großen Brockhaus)

„Heute löken die meisten mit dem Stachel."
Theodor W. Adorno, Minima Moralia

Kunst und Kultur - komplexe Begriffe. Begriffe, die mit derart stromlinienförmiger Wut durch die wüsten Wortlandschaften von Presse, Rundfunk, Fernsehen jagen, daß man sich hinter jedem noch in Hörweite befindlichen Strunk und Stumpf von Schweigen niederwerfen, verstecken und in Sicherheit bringen möchte. Kunst und Kultur - komplexe Begriffe. So komplex, daß sie, in den Mund genommen von Politikern und Funktionären, noch lange nachdem sie den Gesetzen von Ton- und Hallverfall Rechnung trugen, in diesen immer zu voll genommenen Mündern ein Loch von Erhabenheit hinterlassen; auf das die Erhabenheit ihr Grab finde in den Ohren des Auditoriums. Sind denn unsere Ohrmuscheln ein Loch ohne Boden, das gestopft werden will mit Begriffen wie Wachs? Sagen wir, daß wir noch Trommelfelle haben, für Schwingungen, Nuancen u n d Exaktheit bereit.

Aber ach, sie werden uns, in wessen Namen und Auftrag auch immer, darauf herumprügeln mit den Begriffen - sie werden weiterhin klotzen mit den Wörtern Kunst und Kultur. Und wir, Leute und Bürger, arglos und mit schmerzendem Ohr, werden weiter mitanhören müssen das Kauderwelsch unseres medienzerfetzten Idioms. Wohin?

Nehmen wir in der Bedrängnis den Großen - wenn auch nur zwölfbändigen - Brockhaus zur Hand. Vielleicht herrscht darin leise statische Klarheit. Wir lesen zur Definition des Begriffes K u n s t:

1) **allgemein:** jedes zur Meisterschaft entwickelte Können, das aus einer Fähigkeit eine Fertigkeit macht (z.B. Reitkunst, Kochkunst)
2) die **bildenden** Künste: → Baukunst, → Bildhauerkunst, → Malerei, → Graphik, → Kunstgewerbe sowie auch die **musischen** Künste: → Dichtung, → Musik, → Tanz, → Theater. K. ist die Gestaltung eines seelisch - geistigen Gehalts durch eine eigenwertige Form nach bestimmten Gesetzen . . .

Zur Definition des Begriffes K u l t u r: (lat. cultura „Anbau, Pflege, Ausbildung, tätige Verehrung"),

1) die Summe der Bestrebungen einer Gemeinschaft, die Grundbedürfnisse der menschlichen Natur nach Nahrung, Kleidung, Obdach, Schutz, Fürsorge und Zusammenhalt unter Meisterung der natürlichen Umwelt zu befriedigen und untereinander auszugleichen;
2) die Hilfsmittel zu diesen Leistungen und ihr objektiver Ertrag in den Techniken der Nahrungsgewinnung, der gewerblichen Arbeit, der Behausung, des Transports und Verkehrs, in Geräten, Zeichen, Wissenselementen, sittlichen, religiösen und politischen Ordnungen und Institutionen, den **Kulturgütern** (objektiver K. -Begriff);
3) die Bestrebungen nach Veredelung, Verfeinerung und Formung („Kultivierung") der menschlichen Persönlichkeit unter Bändigung und Sublimierung ihrer Triebnatur.

Und schließlich zur Definition des Begriffes K a u d e r w e l s c h:

unverständliche, fremdartige oder verworrene Sprache, entweder entstellt aus churwelsch mit Anlehnung an kaudern „undeutliche reden", oder zu kaudern „wucherischen Kleinhandel treiben", also Sprache der fremdländischen Händler.

Es muß dies - bei wohlwollend - maßvoller Betrachtung - eine verworrene Sprache sein, die Kunst und Kultur immer wieder in einem Atemzug nennt. Da könnte sich nicht nur dem Unbefangenen der Verdacht aufdrängen, daß mit der gestifteten Begriffsverwirrung eine durchaus gezielte Absicht verfolgt wird. Wollen uns da welche mit fadenscheinigen Worten übers Ohr hauen, wucherisch Kleinhandel treiben?

Kultur ist - das hat uns das Lexikon hilfreich gelehrt - eine Angelegenheit des Gemeinwesens. Sie ist eine umfassende Aufgabe und ein kaum je klar zu umreißender Anspruch des Staates im Interesse der Summe seiner Glieder, der Leute und Bürger. Kultur kann daher - wenn es mit rechten Dingen zugeht - nur im Auftrag der Leute und Bürger von Seiten des Staates erhalten, gefördert, vervollkommnet werden; geschaffen wurde sie ja ohnehin nicht von ihm. Und wenn es denn auch noch um „Kultivierung" geht, so dürfte der Anblick mancher hierzulande in der Öffentlichkeit den Staat Repräsentierenden hinreichend belegen, daß diese Bestrebung ihre wesentlichen Impulse keineswegs von oben erfährt. (Dabei scheint noch allerorts die Meinung vorzuherrschen, daß die Bändigung und Sublimierung der Triebnatur des Menschen legislativ unternommen werden könne, damit sich die menschliche Persönlichkeit mittels exekutiver - und wenn's denn sein muß - judikatorischer Anstrengung veredele, verfeinere, forme . . . Hat hier jemand v e r forme gesagt?)

Kultur kann also als permanenter Akt, als ein Entwicklungsprozeß, verstanden werden, dem sich der in einem Gemeinwesen Lebende nicht entziehen kann — auch dann nicht, wenn er den Prozeß von einer grundlegenden Umwälzung ersetzt sehen will. Jeder Einzelne ist selbst Bestandteil der Kultur. Er lebt, arbeitet,

schlägt sich auf mehr oder weniger edle Weise durch und hat gelegentlich auch noch mal Zeit sich auszuruhn.

Da greift der Staat nun ein, das Freizeitloch in der . . . Kultur zu stopfen. So wenig er sich damit bescheiden mag, nur Abbild der Summe aller seiner Glieder zu sein, so sehr drängt es ihn danach, uns, den Leuten und Bürgern, seine Kultur zu verordnen. Er redet vom mündigen Bürger und heißt uns nicht nur in seine Schule(n) gehen, seine Behörden, Kasernen, Korrale; er treibt uns aus Schlafstädten und Hinterhofzwingern auch noch mit betulich sanfter Gebärde in seine Tempel der Kunst.

Diesen aber kann sich die große Mehrheit, ausgelaugt und gewitzt durch den Alltag, mit leichtem Schaudern entziehn.

Denn Kunst ist doch wohl kaum eine Angelegenheit des Gemeinwesens. Das haben auch jene begriffen, die Kultur verstehen als die ihnen obliegende Verfügungsgewalt über uns Leute und Bürger . . . nur weil sie von uns beauftragt sind, über Einsatz und Organisation der Kulturgüter mitzubefinden. Kunst ist nicht ein beliebiger Bestandteil der Kultur — Kunst ist Gegen — Kultur. (Und wenn — ein Beispiel aus klassich-feudalen-Zeiten für Freunde einsamer Höhen der Kunst — einstmals ein Fürst Lichnowsky, der Graf Rasumowsky und Fürst Lobkowitz dem Ludwig van Beethoven in Wien Haus, Quartett und Orchester zu Verfügung stellten, damit er nicht davonlaufe an König Jérômes Hof nach Kassel, und schließlich noch Erzherzog Rudolf und ein Graf Kinsky beisprangen mit einem üppigen Jahresgehalt, dann nicht, um zu mehren die Kultur einer Kaiserlich-Königlichen Monarchie . . . sie taten es ohne viel Heuchelei zu eigenem Ruhm und Genuß.) Kunst ist Maquis, kommt aus dem Untergrund — auch wenn und weil Fürsten die ökomomischen Grundlagen bilden zu ihrer Entstehung. Kunst ist immer politisch; es sei denn, sie wolle staatstragend sein.

Und wäre sie dann wohl noch Kunst? Hätte Kunst affirmativen Charakter, dann kümmerte sich der Staat gewiß nicht so sorgsam um sie. Aber er läßt sie nicht aus den Augen, rührend bemüht er sich um Ihr Ergehn; er sieht sich bedroht durch die Kunst. (Die Vogelfreien schlägt man am besten tot — oder man setzt sie gefangen, damit sie nicht Unheil anrichten im Walde.) Der Staat baut der Kunst ihre Kerker, undurchdringliche Mauern, Theater, Museen. Eintritt haben sporadisch nur die engsten Verwandten.

Die Mehrzahl der Leute und Bürger aber, wir, hat mit Kunst nichts zu tun. Und wem es dann doch mal gelingt, seinen Fuß zu setzen in die sakralen Zuchthaus-Hallen der Kunst, der erkennt den Protest und den Aufruhr, das eigene Gesicht, nicht wieder in den auf Sockel hochdomestitierten Gebilden. Mit durchwalktem Rücken reicht keiner, der gearbeitet hat, heran an das aufs Piedestal gestellte Kunstwerk . . . auch wenn es geschaffen wurde in seinem Namen — gegen gekrümmte Rücken und Stumpfsinn.

Kunst — eine Fähigkeit, zur Fertigkeit gemacht, ein individueller Vorgang, die „Gestaltung eines seelich-geistigen Gehalts durch eine eigenwertige Form nach bestimmten Gesetzen"? Vielleicht, möglicherweise auch das. Aber Kunst ist doch wohl heute nicht alleinig das Ergebnis einsam-abgewandter Kontemplation. Sie ist — sollte es wenigstens sein — die in Individuen Ausdruck gewordene Revolte gegen die Vermarktung, Entfremdung, Erniedrigung des Einzelnen in unserer Gesellschaft; eine Anklage gegen die geistige Kollektivierung angesichts der notwendigen Kollektivierung ökonomischer Besitzstände — und dies gleichermaßen in der kapitalistischen wie der sozialistischen Hälfte der Welt.

Der jeder Kultur innewohnende Drang, den Menschen nach dem Schema des geltenden offiziellen resp. offiziösen Selbstverständnisses dieser Kultur zum willfährigen Schweiger und bedingungslosen Konsumenten aller angebotenen — geistigen wie materiellen — Güter zu machen, provoziert zwangsläufig Kunst. Es ist die Gewalt, die Kunst freisetzt. Erst eine Welt, in der — etwa im utopischen Sinne eines Marcuse — Herrschaft schlechthin aufgehoben wäre, oder genauer: in der Gewaltlosigkeit herrschte, — erst eine solche Welt würde der Kunst von selbst entbehren.

Indem nun aber Kunst von Staats wegen — und häufig zu nicht geringen Kosten — für die Öffentlichkeit vereinnahmt wird, indem Kunstwerke konfisziert und sichergestellt werden, ja, in Form von Baukunstwerken, Skulpturen, Reliefs, Plastiken gar an den exponiertesten Stellen wie etwa in und an Gerichtsgebäuden und Gefängnisbauten an den Pranger gestellt werden, werden Exempel statuiert. Kunst als abschreckendes Beispiel. Kunst als Entschärfung der allgemeinen Situation. Kunst — dies könnte von einem notleidenden Komponisten sehr schön gestaltet werden — als anhaltender Sirenenton, der bekanntlich Entwarnung bedeutet. Ein Grabesruhesymbol sondergleichen.

Und Kunst natürlich als angenehmsüße Irritation für jene, von denen ohnehin zu allerletzt eine Infragestellung der gesellschaftlichen Verhältnisse zu erwarten ist. Könnte da nicht ein ganz Gerissener kommen, ein Künstler, und seine Werke dieser Öffentlichkeit einfach entziehn? Die Idee hatte schon längst mal so ähnlich ein schwermütiglistiger Ahn (beileibe, Künstler war er + wollte der Nietzsche doch immer auch sein):

> „Wodurch besteht jetzt eine Kunst der Kunstwerke fort? Dadurch, daß die meisten, welche Muße haben — und nur für diese gibt es ja eine solche Kunst —, nicht glauben, ohne Musik, Theater- und Galerien-Besuch, ohne Roman- und Gedichte-lesen mit ihrer Zeit fertig zu werden. Gesetzt, man könnte sie von dieser Befriedigung abhalten, so würden sie entweder nicht so eifrig nach Muße streben und der neiderregende Anblick der Reichen würde seltener — ein großer Gewinn für den Bestand der Gesellschaft; oder sie hätten Muße, lernten aber nachdenken — was man lernen und verlernen kann —, über ihre Arbeit zum Beispiel, ihre Verbindungen, über Freuden, die sie erweisen könnten: alle Welt, mit Ausnahme der Künstler, hätte in beiden Fällen den Vorteil davon." 1)

Alle, außer den Künstlern, hätten einen Vorteil durch den Bestand der Gesellschaft? Wie steht es denn also mit jenen, die weder Zeit noch Kraft, folglich Muße haben, sich auseinanderzusetzen mit einem Kunstwerk? Mit jenen, die der Kunst am fernsten stehen bis jetzt? Es steht im argen mit ihnen. Sie dürfen die Drecksarbeit tun und sonst abseits stehn in den Kulissen des Bruttosozial-Trauerspiels (auch wenn da inmitten der Bühne dieser oder jener Akteur anhebt seine zynisch-gelackte Deklamation, es handle sich doch — Kinders noch eins — nur um eine Tragikomödie, menschlich-allzumenschlich, und schließlich — nicht wahr? — bedürfe es selbst im Lustspiel einer gerechten Rollenverteilung).

Sprechen wir Klartext: Kunst wird nicht gemacht für jene, die Muße haben und ein Vergnügen am Kunstwerk; Kunst wird gemacht für jene, die keine Muße haben und kein Vergnügen am Kunstwerk.

Und wer sind die, die sie machen? Die Künstler? Es sollten wohl solche sein, die das Privileg ihrer Herkunft und Bildung nicht heuchlerisch leugnen, sondern tun, was sie gelernt haben — und dies heißt: nach Maßgabe ihrer Fertigkeit dem vom Werk geforderten inhaltlich-ästhetischen Anspruch genügen. So hat denn der Künstler weder die Absicht, einem Montagearbeiter den röhrenden Hirsch überm Sofa von der Blümchentapete zu reißen und ihm den Feierabend mit serieller Musik zu vergällen, noch seinem — eben vom schwer erträglichen Alltag geschaffenen — Bedürfnis nach Wirklichkeitsflucht spielerisch-platt zu entsprechen. Dies nehmen ihm hierzulande schon täglich die Medien ab. Die Blaue Blume ist längst schon verscharrt, und es wird nicht der Künstler sein, der sie ersetzt durch rosarote Rabatten. Und was das Belehrend-Didaktische anbelangt, so kriegen die Leute und Bürger ihr Quantum schon hinlänglich ab in unserer Kultur . . . durch die Kultur.

Kunst, sagten wir, ist Gegen-Kultur. Sie wird so lange notwendig sein, wie sie noch nicht von jedermann erreichbar ist. Sie aber dem Unvorbereiteten aufdrängen, hieße, sie ebenso aus dem Verkehr ziehen, wie sie eh bei spröden Cocktail-Gefechten aus dem Verkehr gezogen wird von den Feinsinnigen: da werden Meinungen in Hülle und Fülle geäußert zur Kunst — je geschliffener der Sinn, desto gespaltener das Haar; den Sieg trägt allemal der Feinsinnigste von allen davon. Sprach da einer von Kunst?

Besinnen wir uns . . . und geben wir das Wort einer klaren, unzweideutigen Stimme:

> „ . . . wichtig ist nicht unsere Meinung über Kunst. Wichtig ist auch nicht, was die Kunst einigen Hundert, ja einigen Tausend einer Bevölkerung gibt, die nach so vielen Millionen wie die unsrige zählt. Die Kunst gehört dem Volke. Sie muß ihre tiefsten Wurzeln in den breiten schaffenden Massen haben. Sie muß von diesen verstanden und geliebt werden. Sie muß sie in ihrem Fühlen, Denken und Wollen verbinden und emporheben. Sie muß Künstler in ihnen erwecken und entwickeln. Dürfen wir einer Minderheit süßen, ja raffinierten Biskuit reichen, während es den Massen der Arbeiter und Bauern an Schwarzbrot fehlt? (. . .) Damit die Kunst zum Volk und das Volk zur Kunst kommen kann, müssen wir erst das allgemeine Bildungs- und Kulturniveau heben." 2)

Wenn in diesen wenigen Worten der Clara Zetkin aus den Jahren 24/25 die

ganze marxistische Kunstprogrammatik mühelos — so will es scheinen — zusammengefaßt wird, so ist immerhin bemerkenswert, daß in ihnen keinesfalls die Rede ist von so etwas wie dem „Sozialistischen Realismus", der späterhin einmal gehalten sein sollte, sich die politischen Zielsetzungen der kommunistischen Parteien künstlerisch zueigen zu machen. Kunst wird keinesfalls als ein willkommenes Hilfsmittel interpretiert, das als begleitendes Ingredienz einer zuvor festgelegten gesamtgesellschaftlichen Planungsentwicklung revolutionäre Politik kämpferisch verkörpern müsse. Sie bleibt dem „Volke" verpflichtet und keiner Partei. Es ist aber auch nicht die Rede davon, die Menschen in einem sozialistischen Gemeinwesen mittels Kunst zu beschwichtigen, gefügig zu machen dem Staat:

> „Manche sind ehrlich überzeugt, mit ‚panem et circenses' über die Schwierigkeiten und Gefahren des Augenblicks hinwegzukommen. ‚Panem' — jawohl! ‚Circenses' — meinetwegen! Aber man vergesse dabei nicht, daß Zirkusspiele keine große, wahre Kunst sind, sondern mehr oder weniger schöne Unterhaltung. Man vergesse dabei nicht, daß unsere Arbeiter und Bauern kein römisches Lumpenproletariat sind. Sie werden nicht vom Staat erhalten, sie erhalten durch ihre Arbeit den Staat. (. . .) Sie haben ein Anrecht auf echte, große Kunst. Darum vor allem: breiteste Volksbildung und Volkserziehung." 3)

Was nun der spätbürgerliche Psychologe und Philosoph mit heiterem Sarkasmus zur Diskussion stellt — nämlich jene von der Kunst fernzuhalten, die allzu leichten Zugang haben zu ihr —, erledigt sich durch die marxistische Betrachtungsweise von selbst. Die Kunst ist ein Produkt, das, hervorgebracht von Spezialisten aus dem Volk, diesem wieder zugute kommen muß. Damit dies geschehe, bedarf es offenbar — und dies ist unumstritten wohl auch in der bürgerlich-liberalistischen Welt — ebenso der Anstrengung seitens der Künstler wie seitens der potentiellen Rezipienten.

Anders aber als in den idealistisch-humanistischen Wunschträumen von der individuellen Mühsal, die ein jeder auf sich nehmen müsse, damit er die Gipfel des Kunstverständnisses erklimmen könne, geht die marxistische Kunstauffassung unumwunden an den Kern des Problems . . . und wirft die Frage auf nach der Kultur. (Hier muß natürlich — um Mißverständnisse auszuschließen — ergänzend hinzugefügt werden, daß in einer gerade im Anfangsstadium der Revolutionierung sich befindlichen Gesellschaft in den Zwanziger Jahren Kunst noch nicht verstanden werden konnte als Gegen-Kultur; die heutigen Kultur-Verwalter in der Sowjet-Union wissen dies allerdings längst sehr wohl. Aber Clara Zetkin sprach aus, was bei uns aus Mangel an Reflexionsvermögen oder / und politischer Verschlagenheit kaum jemand sagt: daß Kunst und Kultur nämlich zwei grundlegend unterschiedliche Angelegenheiten sind.)

So lange das allgemeine Bildungs- und Kulturniveau nicht gehoben wird, will auch heißen: die ökonomisch-gesellschaftlichen Bedingungen nicht radikalen Veränderungen zugunsten der Gesamtbevölkerung eines Staates unterworfen werden, — so lange ist an eine Annäherung von Kunst und Volk, von Kunst und Öffentlichkeit nicht zu denken. Die ökonomisch-gesellschaftlichen Bedingungen aber lesen wir nicht nur ab an Zeugnisnoten, Lohnstreifen und Kubikzentimeter Hubraum, wir lesen sie hier und heute vor allem ab an Wohnmetereinheiten, Fahrzeiten, Lärmpegeln, Spielplatzausmaßen, den Kohlenmonoxyd-Anteilen der Luft und den Umsatzquoten alkoholischer Getränke — wir lesen sie ab in den Gesichtern der Menschen.

Und wenn wir hier in einem als freiheitlich - demokratische Ordnung apostrophierten Gemeinwesen einmal ganz genau zuhören jenen, die in absehbarer Zeit instandgesetzt werden sollen, diese Ordnung mit der Waffe in der Hand freudig zu verteidigen (siehe auch die Kinder-Stimmen zur eigenen Situation auf Seite 12 dieser Ausgabe), dann stehen uns nicht nur die Haare zu Berge, dann dreht sich einem jeden von uns, der noch verfügt über einen halbwegs funktionierenden psycho - physiologischen Apparat, schlechterdings der Magen . . . und die Einstellung zu dieser Staatsordnung um. Oder hat man uns längst dieses Apparates trickreich beraubt?

Wie es scheint, sind da selbst schon einige der Verantwortlichen hierzulande hellhörig geworden. Sie sind dahintergekommen, daß sich in unseren Schlafstädten, Sanierungsvierteln und Vorstadtsiedlungen die demokratische Entscheidungsfreiheit ihrer Bewohner darauf beschränkt, zu wählen zwischen selbstzerstörerischer Verrohung und brutalster Passivität. Gebannt werden von Soziologen, Psychologen, Theologen und Politikern die stetig steigenden Kurven der Verzweiflung verfolgt: Jugendkriminalität, Selbstmord, Rauschgift-Konsum. Dem muß nun dringendst abgeholfen werden, wird in Parlamenten und Rathäusern entschieden. Wie soll das geschehen?

Der Präsident des Deutschen Städtetages, Regierungschef eines Bundeslandes und maßgeblicher Politiker in der dieses Land seit über zwanzig Jahren regierenden Partei, überdies stellvertretender Vorsitzender dieser Partei auf Bundesebene, der Bremer Senatspräsident Koschnick hatte eine Idee, die als fortschrittlich gilt. Denn seine Partei war einmal eine Arbeiterpartei; jetzt ist sie eine Volkspartei, eine Partei für

Die Kunst der 70er Jahre findet nicht im Saale statt



10. Mai 1974, 14.25 Uhr Athen Platz der Verfassung Geheimpolizisten haben den Kölner Schriftsteller und Journalisten Günther Wallraff während einer Flugblattaktion zu Boden geschlagen. Sein Gesicht ist völlig zugeschwollen. Er blutet aus einer klaffenden Wunde am Hinterkopf.

Beitrag Klaus Staeck für Projekt '74 Kunsthalle Köln

jeden und alle. Hans Koschnick, kein Filbinger, sagt:

„Wir brauchen neue Plätze und Räume, die alle Möglichkeiten spontaner Betätigung, auch des flüchtigen Kontaktes, des Schauens und Gesehenwerdens fördern. Darüber hinaus aber sollte die Stadt als Gegengewicht zu einer notwendig zweckhaft bestimmten Umwelt mit Kunst durchsetzt werden. Die Produktion von Kunst zu erleichtern, zu fördern und den Umgang mit ihr jedermann zu ermöglichen, ist eine wichtige Aufgabe der Stadt." 4)

Man glaubt ja seinen Augen nicht zu trauen, wenn man so etwas liest. Soll jetzt die Kunst herhalten, um die Versäumnisse - ach, lassen wir hier die üblichen euphemistischen Kürzel mal weg: um die Tathindergründe rücksichts- und bedenkenloser Gewaltakte der politisch Verantwortlichen zu vertuschen? (Gewiß, in Bremen schwärmten vom Kunst- und Kultur-Kauderwelsch benebelte Künstler schon aus, suchten als bildhauernde Sozialhelfer, dichtende Fürsorger, malende Stadtgärtner ranzukommen an die Leute in der Tages-Nekropolis Huchting. Unter der neuen griffigen Formel „Kunst im öffentlichen Raum" ließen sie sich samt ihrer Kunst wucherisch verschachern gegen ein Handgeld.) Die Kunst als Prothese für ein System, dem nicht nur die Beine fehlen, sondern dem auch schon der Unterleib, der lebendig-sinnliche Unterbau, abhanden kam. Ganz zu schweigen vom Bereich über den Schultern. Nein, Genossen Sozialdemokraten, die Kunst treibt euch nicht euren verlorenen (verschleuderten?) Kopf wieder auf. Die Kunst stellt euch nicht den ihren zu eurer Verfügung. Die Kunst ist ein eigener Kopf, der sich nicht ausleiht im von euch errichteten Pfandhaus.

Verharren wir doch noch einmal kritisch bei jedem Satz des Hans Koschnick:

1. spricht der Mann von Plätzen und Räumen, von spontaner Betätigung, Schauen, Kontakt. Der Verfasser dieser Zeilen hier fand einen Platz, einen alten, den Marktplatz zu Bremen, und suchte als schreibender Künstler Kontakt zu den Menschen der Stadt. Aber Herr Koschnick verfügt über einen Polizeiapparat, dessen Tun und Handeln entweder nicht im Einklang stehen mit den politischen Intentionen des Meisters der Bürger oder der Apparat und der Meister mögen sich nicht. Jedenfalls wurde der Platz „zur Abwehr einer unmittelbar bevorstehenden Gefahr für die öffentliche Sicherheit und Ordnung" (Verfügung des Stadt- und Polizeiamtes) durch Polizeieinsatz von einem einzelnen ohne technische Hilfsmittel oder vergleichbare Waffen rezitierenden Schriftsteller entsetzt. Kennen Sie das Wörtchen: entsetzt?
(Siehe auch anschließenden Bericht mit Photos.)

2. sollte nach Auffassung Koschnicks die Stadt mit Kunst d u r c h s e t z t werden. Nein, Herr Senatspräsident, eine Stadt, die - so wie sie von Ihnen und Ihren politischen Freunden und Gegnern Hand in Hand geschaffen wurde -, die unbewohnbar und menschenunwürdig gemacht wird, deren Bewohner überdies eingeschüchtert und mundtot geknebelt werden, als ging's nicht um sie: eine solche Stadt kann von Kunst nur z e r s e t z t werden. In einer lebensfeindlichen Umwelt muß Kunst radikaler sein denn je; sie muß destruktiv und subversiv sein. Kunst, wir scheuen uns nicht es zu sagen, ist die Stadt-Guerilla des Wohlstands - solange dieser Wohlstand nichts anderes ist als ein totalitärer Ordnungs-Dschungel, in dem nur die höheren Wirbeltiere ungefährdet und satt überleben. Und die Künstler werden - Sie sollen es spüren - zu Tupamaros in unseren verkommenen Städten, damit diese nicht vollends und endgültig vernichtet werden von den Interessen, die auch Sie mitvertreten.

Und 3., Herr Koschnick, wollen Sie fördern die Kunst. Wie das gemacht wird, wissen wir ja: die Kunst schmackigfad zu einem subventionierten Kultur-Knipp verbraten. (Mit solcher Rezeptanweisung sprengt Bremen natürlich auch in der politischen Kochkunst kaum einen Rahmen.) Verbrennen Sie sich also bloß nicht die Finger. Denn Sie wollen doch wohl nicht ernsthaft fördern, was zwangsläufig unter §§ 88a, 130a und den Radikalenerlaß fällt?

Zum allerletzten Mal denn: Kunst ist Gegen-Kultur. Sie läßt sich weder herbeizitieren noch dekretieren von oben. Sie ist nicht der handliche Filzschreiber, mittels dessen zu frisieren wäre eine Bilanz, in der schon längst der Bankrott eines ökonomisch-gesellschaftlichen Systems ausgewiesen ist. Kunst ist geistige Arbeit und keine Gschaftlhuberei.

„Zu den verhängnisvollen Übertragungen aus dem Bereich wirtschaftlicher Planung in das der Theorie, die eigentlich gar nicht mehr vom Grundriß des Ganzen unterschieden wird, zählt der Glaube an die Verwaltbarkeit geistiger Arbeit, nach den Maßstäben dessen, womit sich zu beschäftigen notwendig und vernünftig sei. Es wird über die Rangordnung des Dringlichen befunden. Indem man aber den Gedanken des Moments der Unwillkürlichkeit beraubt, wird gerade seine Notwendigkeit kassiert. Er reduziert sich auf ablösbare, auswechselbare Dispositionen." 5)

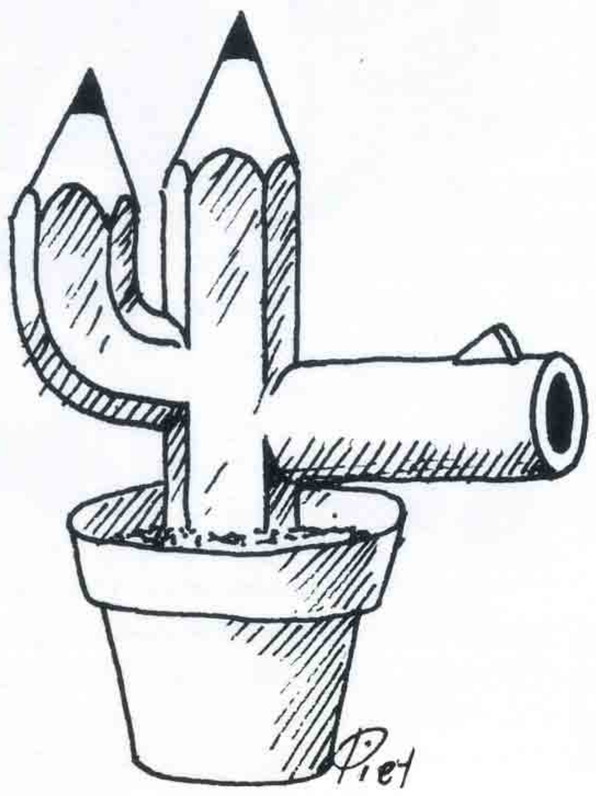
Kunst ist nicht ablösbar, auswechselbar. Und sie ist auch nicht Zirkus, in dem einmalige Sensationen geboten werden, wie die Zetkin schon wußte. Zwar kann sie sehr wohl entstehen auf Plätzen und Straßen, aber gemeinhin wird sie unter Deckadressen geschaffen, in Schlupflöchern, den notwendig getarnten Wohnungen des Geistes. Wenn dann von Michelangelo bis Beuys, von Phidias bis Warhol die „Kultur-Träger" sich die Fertigkeiten der Künstler immer wieder zunutze zu machen wußten, so sollten sie wenigstens wissen, daß deren Werke nicht geschaffen wurden in ihrem Geist (Geist?) und für sie. Denn können sich der Staat und jene, die sich an seiner Spitze seiner bedienen, nicht schmücken mit den Federn der Kunst, dann lassen sie die schrägen Vögel, die Künstler, ohnehin sausen - am besten immer noch außer Landes. Büchners „Woyzeck", Joyce's „Ulysses" und „Finnegans Wake", Heines Gedichte, Becketts Theater und Gombrowicz' Prosa sind weder im Einvernehmen noch mit Unterstützung des Staates entstanden. Und selbst die „Göttliche Komödie", der „Siebenkäs", „Faust" oder die „Joseph-Trilogie", die „Suche nach der verlorenen Zeit" und „Zettels Traum", gewiß schwierige Werke der Kunst, die nicht alle erreichen, repräsentieren nicht die Kultur, gegen die sie entstanden. Wenn sie auch nicht im Einvernehmen und mit Unterstützung von uns, Leuten und Bürgern, entstanden sind, dann spricht dies nicht gegen die Kunst, sondern eben gegen jene gesellschaftlichen Bedingungen, die uns daran hindern, zu diesen Werken Zugang zu finden - auch aber gegen Desinteresse, Trägheit und Angst.

Wir Bürger und Leute haben uns herumzuschlagen und durchzuschlagen in einer Welt, in der man schon Angst kriegen kann. Jean Genet, Poet und Rebell, der die Gewalt feiert in einer gewalttätigen Welt, der in einer von staatswegen in Vorurteilen befangenen, gefangenen, entsinnlichten Welt feiert die Sodomie, den Aufruhr, die Freiheit, die Liebe - dieser Mann gab zur Dichtung - einer der Künste - nüchtern zu Protokoll:

„Dichtung ist eine Vision der Welt, die erreicht wird durch eine manchmal erschöpfende Anstrengung des gespannten Willens. Sie hat nichts mit Sich-gehen-lassen zu tun, sie ist kein freier und kostenloser Eintritt durch die Sinne; sie ist nicht etwa dasselbe wie Sinnlichkeit, sondern sie entsteht im Widerspruch zur Sinnlichkeit." 6)

Wie sollen nun jene, die schon aller Sinnlichkeit beraubt sind, auch noch Zugang finden zu einem solchen Willens-Produkt? Theodor W. Adorno noch sagte, jedes Kunstwerk sei eine abgedungene Untat. 7)

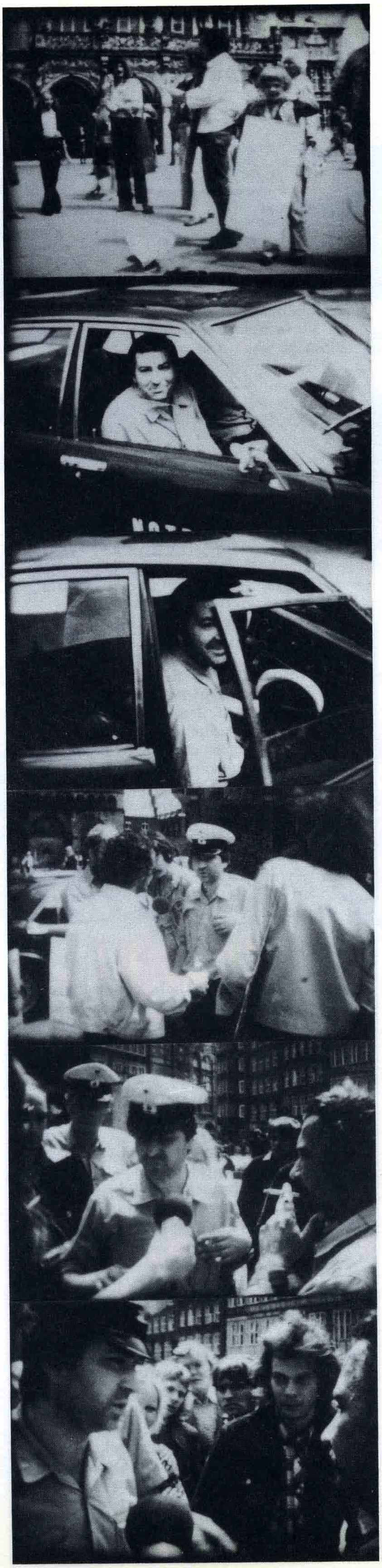
Heute muß das Kunstwerk selbst schon die Untat sein.



Quellen:

1) Friedrich Nietzsche: Sämtliche Werke in zwölf Bänden. Bd. 3. Menschliches Allzumenschliches. Stuttgart 1964, Zweiter Band, S. 85 f.
2) Karl Marx, Friedrich Engels, Wladimir Iljitsch Lenin: Über Kultur, Ästhetik, Literatur. Ausgewählte Texte. Leipzig 1969. Daraus S. 464 (C. Zetkin, Erinnerungen an Lenin. In: Zetkin, Ausgewählte Reden und Schriften, Bd. III, S. 97 - 98)
3) a. a. O., S. 465
4) Hans Koschnick: Unser Ziel: die menschliche Stadt. Referat, Mai 73.
5) Theodor W. Adorno: Minima Moralia. Frankfurt a.M. 1969, S. 161 f.
6) Jean Genet: Notre-Dame-des-Fleurs. Hamburg 1972 (Umschlagzitat)
7) Theodor W. Adorno: Minima Moralia. Frankfurt a.M. 1969, S. 142.

Ein Roman der in die Knie ging



Der Bremer Schriftsteller Gerd-Peter Eigner stellte sich an einem sonnigen Montagmittag auf den Bremer Marktplatz, um von da an drei Wochen lang täglich den Passanten aus seinem unveröffentlichten Roman „GOLLI - Aufzeichnungen aus einem Reihenhaus" vorzulesen. Vor sich stellte er ein kleines Lesepult auf, an dem er einige Worte zur wirtschaftlichen Situation deutscher Schriftsteller angeheftet hatte: auf dem Boden stand ein Zylinder für Spenden.

Nachdem die Bremer Polizei, offenbar aus der Presse, erfahren hatte, was da vor sich ging, griff sie am Dienstag ein. Eigner wurde das Lesen und Betteln verboten. Er wurde vorübergehend - für eine Stunde - festgenommen. Sein Stehpult wurde konfisziert.

Da er im Laufe des Tages beim Senator für Inneres in Erfahrung bringen konnte, daß weder Betteln noch Lesen in Bremen verboten sei, fand er sich am Mittwoch wieder auf dem Marktplatz ein; vor Brust und Rücken trug er abermals erläuternde Worte - auf Schildern jetzt, ein sogenanntes Sandwich, - dies sei, so war ihm auf der Polizeiwache bedeutet worden, nicht genehmigungspflichtig.

Kaum begann Eigner seine dritte Lesung, fuhr erneut ein Polizeiwagen auf. Die Beamten forderten den Schriftsteller auf, nicht auf dem Fleck zu stehen, sondern sich wie jeder „normale Bürger" zu bewegen. Er wurde gezwungen, mit seinen Manuskriptblätter in der Hand rezitierend über den Marktplatz zu schreiten. Es folgten - dies konnte ihnen nicht verdacht werden - nur wenige Zuhörer den literarischen Kurven des Autors und, befürchtend, daß er am Donnerstag von der Staatsgewalt freundlichst gebeten würde, im Handstand laufend, im Dauerlauf oder gar im Sprint sozusagen als literarischer Blitzer durch die Bremer Innenstadt zu jagen, brach er erschöpft und schon außer Atem seine Aktion zur Bremen-Werbung ab.

Olaf Dinné

Kunst im öffentlichen Raum

Helmut Hornig

Sanierung

der platz im alten viertel
hat kaum noch platz für menschen
(privat)
der platz im alten viertel
hat aber platz für banken
(geschäftlich)
der platz im alten viertel
hat platz gemacht
den gesellschaftlichen realitäten
(kapitalistischen)
der platz im alten viertel
ist tummelplatz geworden für millionen
(profite)

Unter Kunst im öffentlichen Raum verstehen wir in Bremen im Jahre 1975 ein Verfahren, bei welchem von öffentlichen Hochbauten ein bestimmter Teil der Bausumme abgezweigt, in einem Topf gesammelt und Künstlern zur Verfügung gestellt wird, damit diese allseits als trostlos empfundene Neubauwelt ästhetisch von Künstlern angereichert werden kann. Dabei kommt es zu mancherlei Kritik sowohl über die erzielten Ergebnisse als auch über die Beteiligungs- und Vergabeverfahren:

- die Kunstwerke haben noch keinen so richtig vom Sitz gerissen;
- angeblich sind die Entscheidungen autoritär getroffen und bestimmte Leute bevorzugt worden.

Aus einem Gerechtigkeitsfimmel heraus ein noch perfekteres Verfahren zu entwickeln, wird aber wohl kaum die Lösung bringen, weil bezweifelt werden muß, ob eine unästhetische Welt verwaltungsmäßig zu heilen ist. Die Ursachen liegen mit Sicherheit tiefer und ihnen gelten die folgenden Betrachtungen. Dabei ist nicht zur vergessen, daß Ästhetik nicht nur etwas Objektives ist, sondern ohne Subjekt (denjenigen, der das Objekt wahrnimmt) nicht da ist. Bei unseren Betrachtungen dürfen wir also nicht nur an die Objekte (hier: die Bauten) in ihrer jeweiligen Zeit denken, sondern auch an die Menschen, die sie gemacht und anschließend erlebt haben.

Früher
Häuser und schließlich ganze Städte dienten in früheren Zeiten der Behausung in dem Sinne, daß sich jeder selber (mit Nachbars Hilfe) eine geborgene Umwelt schuf. Das war zunächst ein konstruktives Problem: man mußte sich zusammen mit den anderen etwas ausdenken, damit das Dach oben blieb und die Tür schloß. Die anderen konnten das, was dort erstellt worden war, nachvollziehen und wunderten sich. Die Freude über eine gelungene Ausführung war - Ästhetik. So geht es uns noch heute, wenn wir ein Fachwerkhaus oder ähnliches sehen.

Das 19. Jahrhundert
Nachdem Handwerker die konstruktiven Techniken immer mehr vervollkommneten und dabei zu gut bezahlten Spezialisten („Künstlern") wurden, war klar, daß eines Tages aus Kostengründen die Serienproduktion dessen aufgenommen werden würde, was man bislang für schön hielt: im 19. Jahrhundert begann die serielle Herstellung des Dekors; den Stuck an den Häusern im Ostertor in Bremen beispielsweise konnte man vorgefertigt und billig einkaufen und beim Verputzen mit ankleben.

Dennoch scheinen uns diese Häuser („Bremer Haus") heute ästhetisch, weil sie wohl nach wie vor um den Menschen und seine Bedürfnisse herumgebaut wurden. Der Stuck ist sogar trotz seiner Auswechselbarkeit ein integraler Bestandteil dieser Architektur - wie die Häßlichkeit der neu verblendeten Fassaden zeigt.

Nach 1945
Nach dem Zusammenbruch Europas stand zunächst der Kampf gegen die nackte Wohnungsnot auf der Tagesordnung der Wohnungsbaupolitik. Es hätte - und hat! - dafür zwei gegensätzliche Wege gegeben:

1. staatlich unterstütztes Klotzen anonymer Bauträger, die sich natürlich („Kostenminimierung") auf das Nötigste an „Architektur" beschränken mußte, um bei den vorgeschriebenen Mieten noch etwas überzubehalten (das „etwas" hat immerhin gereicht, daraus der Welt größten Wohnungsbaukonzern aufzubauen: die NEUE HEIMAT);
2. staatlich geduldete Eigeninitiative, die den Staat eigentlich gar nichts kostete, an der aber auch nicht zu verdienen war.

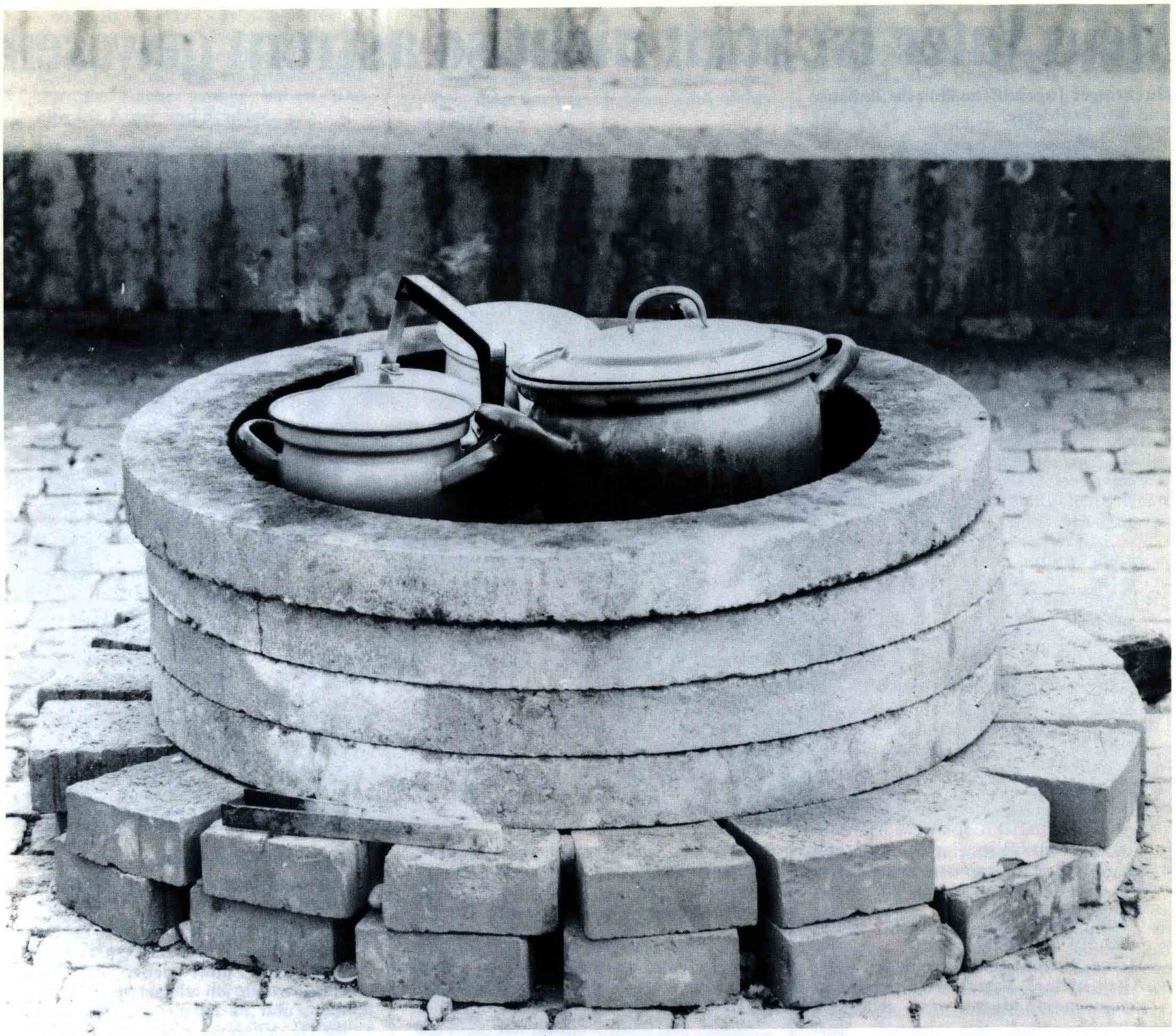
Wer sollte an Weg 2 Interesse haben? Tatsächlich setzte sich Weg 1 voll durch. Es wurde geklotzt: ganze Stadtteile wurden auf grünen Wiesen neu aus dem Boden gestampft; so waren die Kapazitäten an Kapital, Maschinen und Menschen im großen Stil einzusetzen; man verlor sich nicht im Detail.

Die Details für die verheerende Architektur wurden bei Künstlern nachbestellt, die dann auf die kahlen Wände Segelschiffe aus Bandeisen montierten oder sogar in diese Wände rötliche Mütter mit Kind vor untergehender Sonne kratzten („Skrafitti").

Das schlechte Gewissen der Baupolitiker, sich den Konzernen und ihren Gewinnvorstellungen untergeordnet zu haben, wurde mit solcherlei Aufträgen an Künstler beruhigt; die entsprechenden Ergebnisse können noch heute besichtigt werden. Diese sichtbare Bekämpfung des schlechten Gewissens wurde sogar gesetzlich geregelt: 2% der Bausumme öffentlicher oder öffentlich geförderter Bauten mußten in „Kunst am Bau" investiert werden.

Ende der 60-er Jahre
Zwei Interessengruppen, denen diese Art Kunst am Bau zu stinken begann, taten sich zusammen:

- die Einen, denen dieser Fiedelkram als staatlich geförderte Kunst auf den Wecker fiel;
- die Anderen, die als Künstler durchschnittlichen Einkommens nun auch mal weiterkommen wollten und grössere Auftragsvolumen anstrebten (und sich besonders im NEUEN FORUM sammelten).



In der Bremer SPD etwa wurde 1967 ein kulturpolitischer Arbeitskreis gebildet, der dieses Thema zu wälzen begann. Vertreter beider Richtungen (Volkspartei!) saßen darin. Das Ergebnis lag endlich 1971 auf dem Tisch und erhielt - wie viele sozialdemokratische Reformen - erstmal einen neuen Namen: „Kunst im öffentlichen Raum". Der neue Inhalt war der, daß die angesammelten Gelder nicht mehr objektgebunden verwendet werden mußten, sondern zu größeren Einheiten (sprich Summen) zusammengefaßt werden konnten in der Hoffnung, daß nun bessere Kunst zustande käme. Aber lediglich die „Anderen" behielten recht: die Aufträge wurden lukrativer (dafür aber auch nur für noch Auserwähltere erreichbar).

Bauhaus

Die Kritik an dieser Art Architektur aus dem 19. Jahrhundert mußte natürlich kommen: wieso mußten Bauteile verkleidet werden, warum wirkten diese nicht aus sich selbst?

Die neuen Bauteile waren aus Beton, Stahl und Glas; und diejenigen, die mit diesen Materialien am konsequentesten konstruierten, kamen aus dem „Bauhaus", einer oppositionellen Kunstakademie in Jena ab 1918.

Im Bauhaus entstand auch neu der Gedanke des Gesamtkunstwerkes. Maler, Bildhauer usw. arbeiteten mit den Architekten zusammen und versuchten zusammen mit diesen Kontrapunkte zum Funktionalismus zu setzen, damit die anderen Bedürfnisse des Menschen auch zu ihrem Recht kämen. Die Reinigung der Architektur durch das Bauhaus setzte sich letztlich aber nicht deshalb durch, weil sie so gut war, sondern weil durch sie überhaupt erst die serielle Vorfabrikation ganzer Bauteile ermöglicht wurde und die Industrie darin eine Gewinnchance sah - zu Recht!

Konnte eigentlich etwas anderes erwartet werden? Hinterher ist man immer schlauer; aber wenn man die Entwicklung der Kunst in und neben der Architektur und schließlich gegen sie von früher her betrachtet, so muß man wohl sagen: Kunst als Dekor von Interessen, die sich nur nach Gewinn richten, wird immer so oder so eine Form von Aftersassentum bleiben.

Heute

Das gilt auch für die jüngsten Bestrebungen, aus dem berühmten Topf keine Kunst im engeren Sinne zu finanzieren, sondern damit städtisch tote Stadtteile mit Aktionen gut gemeinter Art beleben zu wollen.

Menschen, die durch Städtebau und Architektur entmündigt wurden, sind durch Dekors gleich welcher Art sicher nicht zu beleben. Erst wenn wir durch den Wahnsinn des heutigen Städtebaus (im Falle Osterholz - Tenever in Bremen besonders deutlich sogar gegen jedes Recht wie Flächennutzungsplan, Bebauungsplan und Bauerlaubnis!) durch Zusammenbruch dieses Vergabesystems hindurch sind (woran jeder mitarbeiten kann: dann geht es schneller und belebt ungemein!), werden Möglichkeiten einer ästhetischen Stadt wieder aktuell.

Zukunft

Wenn die Bewohner ihre Umwelt wieder selbst gestalten, werden sie auch wieder einen Sinn für Ästhetik haben - allerdings: für besondere „Kunst" wird es dann auch keinen Raum mehr geben. Anfänge dazu gibt es!

Mein Vater ist auch nicht so astrein gewesen

Huchtinger Jugendliche über ihr Zuhause und ihre Probleme.



– Ich bin hier geboren, wohne also knapp 14 Jahre in Huchting. Mein Vater ist 45, meine Mutter 43.

– Mein Chef ist 50, und meine Regierung, meine Chefin, ist 40.

– Meine Eltern sind geschieden. Das Alter meines Vaters weiß ich nicht genau, meine Mutter wird, glaub ich, jetzt 43.

– Meine Eltern sind auch geschieden, mein Vater ist abgekratzt vorhin, gestern um halb drei ist das passiert, und meine Mutter ist jetzt 38, glaub ich.

– Dein Vater ist tot? Herzinfarkt oder so?

– Der hat wohl zuviel gesoffen.

– Der Ärmste.

– Im Krankenhaus hat er gesagt, das käm vom Arbeiten. Er hätte 20 Stunden gearbeitet in der Woche.

– Das ist aber gar nicht viel in der Woche.

– Er hat zuviel getrunken, das war auch der Scheidungsgrund.

– Mein Vater arbeitet oft 12, 13 Stunden am Tag.

– Er hat körperlich hart gearbeitet. Er hat manchmal gearbeitet wie ein Tier, aber er hat auch gelebt wie Gott in Frankreich.

– Ja, allerdings.

Die Jugendlichen sind bestens informiert über die Familienverhältnisse der Freunde.

– Ich hab ihn selten gesehen. Meine Eltern waren fünf Jahre geschieden, da hab ich ihn höchstens zwei, dreimal gesehen, und vorher ist er immer erst spät abends nach Hause gekommen, wenn ich schon im Bett lag. Nur am Wochenende waren wir dann ein glückliches Familienidyll.

– Ja, und er war ein Playboy außerdem.

– Mein Vater ist auch nicht so astrein gewesen als Vater, auch so'n lütten Casanova, ließ sich mit jedem Mädchen ein, zum Schluß hat er sogar mit meiner Schwester gepennt.

– Ruhe . . .

– Ja, und dann hat meine Mutter sich scheiden lassen, und ich seh ihn ganz selten.

– All diese Geschichten wirken sich natürlich aus. Meine Schwester meinte mal, bei uns baust du eine versteckte Filmkamera ein, dann hast du den schönsten Horrorfilm. Ehrlich, so meinte meine Schwester mal.

– Bei uns geht das immer heiter zu. Meine Mutter hat immer das Hauptsagen . . .

– Vater hat die Hosen an, Mutter hat das Sagen, was?

– Wenn meine Mutter was zu meinem Vater sagt, dann springt er sozusagen. Meine Mutter motzt meistens herum, und Vater tanzt nach ihrer Pfeife. Wenn ich etwas anstelle, sagt sie es ihm, und er prügelt mich dann tüchtig.

– Hilfe, Hilfe.

– Meine Schwester kam früher mit allem durch, und das wollte ich natürlich nachmachen, aber das scheitert jetzt an meinem Vater, weil ich dem nicht gewachsen bin.

– Wo Dein Vater hinhaut, da wächst ja auch kein Gras mehr.

– Ich muß mit 15 Jahren um sieben Uhr drin sein.

– Ich auch. Gut, ich bin erst dreizehn und trotzdem ist das Quatsch. Ich muß um Punkt sieben drin sein. Gestern bin ich viertel nach gekommen, und da ist die Alte mir wieder ins Genick gesprungen, der alte Giftzwerg, die, die kann ich sowieso nich mehr riechen.

– Meine Eltern sind ja den ganzen Tag nicht zu Hause.

– Das ist Wahnsinn, ist das doch. Meine anderen Freunde gehen dann abends mal in den Schützenhof, und ich sitz dann vor dem Fernsehen wie so'n Bekloppter.

– Bei uns ist das auch nicht sehr gut. Meine Mutter hat inzwischen schon wieder drei Freunde gehabt, nicht, was sich dann auch auf die Kinder so'n bißchen ausgewirkt hat. Der erste hat sich umgebracht, hat sich ertränkt, der zweite ist dann abgehauen, der sitzt jetzt im Knast. Meine Mutter ist so ein rabiater Typ, will immer alles besser machen als andere und so, ich weiß nicht, ich komm da auch nicht mehr so richtig klar in letzter Zeit. Jetzt hat meine Mutter schon wieder einen neuen Freund, der hat mich neulich auch wieder tatkräftig angegriffen, vertrimmt. Dann hab ich mir ein Terrarium gebaut, all mein Taschengeld hineingesteckt. Dann hat sich meine Mutter davor geekelt . . .

– Eidechsen und Schlangen hielt er.

– Sie hat die ganze Sache zusammengekloppt und die Tiere mußte ich

verschenken. Da war ich natürlich auch sauer. Wir sind sechs Kinder zu Hause und wenn meine Mutter abends von der Arbeit kommt, muß ich die Küche sauber haben. Das gibt oft Ärger und Schläge.

— Das liegt alles an der Arbeit der Eltern. Was die tags an Agressionen aufstauen, das baut sich dann abends ab. Wenn sie dann zu Hause sind, dann wollen sie Ruhe haben. Also seid bloß leise, sonst passiert was, brauchst bloß ein falsches Wort zu sagen, dann donnern sie gleich los. Aber ist ja auch verständlich. Wenn wir mal tags sauer waren, dann lassen wir das auch an jemand anders aus.

— Manches liegt einfach an früher. Unsere Eltern mußten damals auch so um sieben drinne sein, und nun wollen sie es genauso machen, auch wenn die früher oft dachten, die Eltern haben ja'n Knall. Jetzt denken sie, die haben das damals doch richtig gemacht. Ich meine, nicht alle, es gibt auch Eltern, die sind vernünftiger, die ihre Kinder nicht um sechs oder sieben reinholen und dann — strammsitzen.

— Die verlangen ja auch, daß wir das vergleichen mit ihrer Jugend. „Früher mußten wir . . ."

— Da habe ich meiner Mutter mal den Marsch geblasen und ihr gesagt, wir leben in einer ganz anderen Zeit, wach doch mal auf. Da hab ich aber was zu hören gekriegt. Ihr wißt doch noch gar nicht, was arbeiten heißt. Das bringen wir Euch eben jetzt schon bei. Die vergleichen uns immer mit sich, was eigentlich vollkommen falsch ist.

— Sie sollten nicht nach ihren Maßstäben erziehen, sondern Vergleiche zwischen verschiedenen Familien ziehen. Manche haben nur ein Kind, und das bekommt alles, manche haben sechs und mehr . . .

— Meine Eltern, die können mich einfach gar nicht erziehen, die sind den ganzen Tag nicht zu Hause. Ich hab's völlig sturmfrei, aber dann wundern sie sich, wenn ich tatsächlich mal was selber mache, ich mein, ich bin völlig auf mich allein gestellt, und da wird die Unternehmungslust ja automatisch auch gefördert, wenn man selbst alles machen muß. Und dann meckern sie schon, wenn man sein Zimmer umbaut.

— Das Schlimmste ist die unterschiedliche Art der Erziehung. Der eine darf, der andere nicht.

— Und manchmal freuen die sich zuhaus, wenn man mal früher kommt, dann wieder ärgern sie sich deshalb.

— Es ist doch alles nur für Euch, was wir machen, sagen sie, seid froh, daß ihr überhaupt da seid.

— Und wenn man was sagt, dann sagen sie, man wird frech. Man kann nichts sagen.

— Werd nicht flopsig, heißt das bei uns.

— Besonders als ältestes Kind ist es schwer, man soll immer Vorbild sein, und die Jüngeren werden vorgezogen.

— Wir sitzen öfter zusammen und reden darüber, was zu Haus passiert, was jemand ausgefressen hat, ob das seine Schuld ist oder sonst irgendwas. Dann fällt mal alles auf den Tisch und dann wird durchgekaut.

— Meine Eltern haben gesagt, wenn von Dir einmal Freunde kommen und die sind frech, dann kriegst Du, wenn die weg sind, für die den Arsch voll. Und so sind nicht nur meine Eltern. Die haben auch gute Seiten, zum Teil aber auch schlechte.

— Bei uns gibt's meistens Terror und wenn's in Ordnung ist, dann sitzen wir da und sehen fern und knabbern.

— Oft hockt man allein in seinem Zimmer, weil sich die Eltern in der Wolle haben. Und wenn man mal dazukommt und etwas sagt, dann heißt es, halt du dich da raus.

Die Jugendlichen aus der Schlafstadt Huchting, 87% der Erwerbstätigen arbeiten in anderen Stadtbezirken Bremens, sind tags meist auf sich gestellt und haben sich deshalb zu einer Art Notgemeinschaft, zu einer losen Gruppe zusammengeschlossen, die möglichst gemeinsam die Freizeit verbringt, wo man miteinander sprechen kann, versuchen, die persönlichen Probleme zu lösen. Wo die Familie versagt, kann die Gruppe manchmal deren Funktion übernehmen. Beachtlich ist das kritische Bewußtsein dieser Kinder, die Freiheit bisher nur auf der Straße zwischen den Wohnblöcken finden.

Es gibt viele solche Gruppierungen in der Gegend, die prozentual den höchsten Bevölkerungsanteil von Jugendlichen aufweist. (Sodenmatt 35%), in Huchting leben ca. 10.000 Jugendliche und Kinder im Alter von 8 — 21 Jahren. Für alle gibt es ein einziges Freizeitheim, das von der Behörde verwaltet wird.

— Das ist zu weit weg für uns.

— Wir waren einmal da und kriegten gleich Ärger mit den Cliquen, die sich da eingenistet haben.

— Dann haben wir uns selbst einen Treffpunkt geschaffen, auf dem freien Gelände neben der Autofirma. Wir haben uns Höhlen gebaut und ein paar Holzhütten. Das war ganz prima. Ein Platz für uns.

— Naja, die Hütten waren ein bißchen schief, aber unsere. Das war wie ein Dorf, wie unser Dorf.

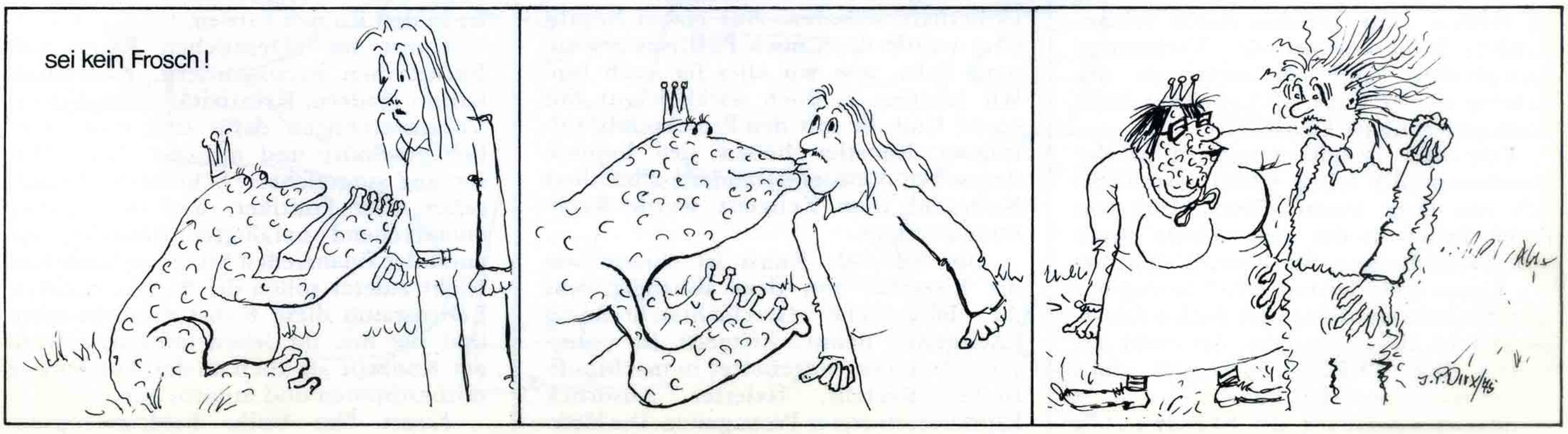
Ihr Dorf zwischen den Betonblocks mußten sie bald aufgeben. Der Eigentümer des Grundstücks hatte nichts gegen den Spielplatz. Er sah ein, daß die Jugendlichen ihren eigenen Bereich benötigten. Die Anwohner regten sich auf. „Was die wohl in den Hütten machen". Sie regten sich auf, wenn die Kinder Fußball spielten, nahmen ihnen die Bälle weg, drohten, riefen schließlich die Polizei an, drohten mit Anzeige gegen den Eigentümer des Grundstücks, griffen zur Axt und zerstörten, was die Kinder sich gebaut hatten, schleppten sogar das Holz weg für den Bau ihrer privaten Schrebergartenlaube. Die Kinder bauten immer wieder auf, bis sich der Autohändler, dem das Land gehörte, gezwungen sah, dem Druck der „ordentlichen" Nachbarn nachzugeben, und den Jugendlichen das Grundstück verbot.

— Solang wir noch hoffen konnten, unseren Treffpunkt zu behalten, haben wir oft den Alten nachgegeben. Jetzt nicht mehr. Jetzt motzen wir zurück, wenn die uns anmachen wollen.

Die absurde Situation in künstlich geschaffenen Schlafstädten wie Huchting ist, daß dort mehr Kinder leben als in gewachsenen Stadtgebieten mit ihrem Angebot an Freizeitgestaltungsmöglichkeiten. Alte Leute können sich vielleicht zufrieden geben mit einigen von Hausmeistern bewachten Grünflächen, wo sie den Hund spazieren führen dürfen, und mit ihrem Fernseher. Aber den Kindern reicht der Fernseher nicht. Sie wollen selbst leben, erleben, sich bewegen, tun. Es ist unverantwortlich, Siedlungen zu schaffen, die eigentlich für Kinder „off limits" sind, wo es Verbote hagelt, wenn sie sich dennoch bewegen wollen, wo man ihnen die Selbstinitiativen mit Gewalt, notfalls mit Polizeigewalt zerschlägt. Und wenn sie schließlich auf die offiziellen Fußballplätze gehen, heißt es, der Rasen muß geschont werden für die Spiele der Vereine. Auf den Wiesen, wo sie früher gespielt haben, zwischen den Kühen, wachsen immer mehr Wohnblocks oder ein Schulzentrum wie an der Delfter Straße, von dem sie sich eine Bereicherung ihrer Freizeitmöglichkeiten versprochen hatten, und das ihnen verschlossen ist.

Welche Alternative kann Kunst im öffentlichen Raum bieten?

Kann Kunst kompensieren, wo der notwendigste Freiraum fehlt?



Werner Sünkenberg

tür

ein raum liegt quer zur tür.
eine tür ohne griff.
schmale türen, tür an tür.
an jeder tür ein name.
namen bedeuten viel für eine
tür. ein flur, fast unendlich
lang. rechts, links, rechts,
links, nur türen.
jede führt einen befehl aus,
den befehl stehen zu bleiben.
namen, geklebt, geschraubt, gesteckt, geheftet,
an jeder vorhanden.
türen öffnen. gesichter dahinter.
türen werden zu gesichtern.

Werner Sünkenberg

1. kupanewsky

1. kupanewsky liegt mit beiden armen, die er so angewinkelt hat, daß sein kopf weich, in einer bequemen stellung liegen kann. vier tage liegt er nun schon in der gleichen stellung. sein blut hatte schon vor dreieinhalb tagen aufgehört, den körper zu erwärmen.
1. kupanewsky war ein mann.
1. kupanewsky hat sein leben lang gearbeitet.
1. kupanewsky, siebenundsiebzig jahre alt, rentner, wird in der wohnung noch dreißig tage liegen.
   nach einunddreißig tagen wird er zufällig gefunden.
1. kupanewsky wird irgendwo so unauffälig wie sein leben war bestattet.

Wolfgang Kluge

BALDRIANTROPFEN

„Die Stadt soll ein Ort sein, der Sozialisation und Kommunikation ermöglicht. Sie soll dem Einzelnen Anregung zum schöpferischen Denken und Handeln geben. Dies erfordert, daß nicht allein nüchterne Funktionsgerechtigkeit, sondern auch künstlerische Intention als Element in die Stadtentwicklung eingeht."
Ausschüsse des Städtetages 1973

„Kunst im öffentlichen Raum" soll zwei Forderungen erfüllen: Sie soll eine unbewohnbare Welt erträglich machen und den Bildenden Künstlern eine Existenzgrundlage schaffen.

Eine Fehlplanung im Wohnungsbau, für die niemand verantwortlich sein will, weil keiner sich den Schwarzen Peter zuschieben läßt, hat sterile Wohnsilos geschaffen. Affenkäfige mit Telefon, Neurosebunker. Ursache war die drängende Wohnungsnot nach dem Krieg: Verteidungsgrundlage und Alibi für viele (Un?-) Verantwortliche. Heute gilt das nicht mehr, doch das System hat sich zu gut bewährt, um verändert zu werden. Tradition ist Kulturgut.

Gewachsene und in sich geschlossene Stadtteile, die den Bürgern überkommene Heimat sind, werden durch fehlgesteuerte Sanierung zerstört. Vielspurige Autostraßen sind wichtiger als der Krämer an der Ecke, als Lebensqualität. Stadtsanierung ist Fortschritt.

Von den 12.000 Künstlern in der Bundesrepublik leben 6.000 ausschließlich von ihrer Kunst. Etwa 3.000 von ihnen haben weder eine Alters- noch Sozialversicherung. Sie können sich diesen Luxus nicht leisten. 1972 betrug der Durchschnittsverdienst der Freien Künstler DM 16.100,– im Jahr, der eines Arbeiters DM 19.500,– und der eines Arztes mehr als DM 100.000,–.

„Es ist ein Gebot der Stunde . . .": Jargon der Politiker aller couleurs. Ein Gebot der Stunde - da sind sich alle Bundestagsfraktionen einig - ist die Verbesserung der Lebensqualität bundesrepublikanischer Bürger in fehlgeplanten Neubaugebieten, sanierungsgeschädigten Citybereichen und isolierten Stadtrandsiedlungen mit Dorfcharakter, ist auch die Hebung des sozialen Niveaus der Künstler.

Es mußte etwas getan werden.

„Kunst am Bau" und „Kunst im öffentlichen Raum" wurden aus der Taufe gehoben. Zwei Fliegen mit einer Klappe schlugen die Paten: Durch bunte Bilder an Häuserwänden und Sockelkunst auf entbehrlichen freien Plätzen wurde Fröhlichkeit und Kommunikation suggeriert für Wähler, die sich in Isolierhaft wähnten. Aus einem Negativum wurde doch noch Positives gewonnen: Seht, was wir alles für euch tun. Wir meinen es doch wirklich gut mit euch! Und die mit den Projekten beauftragten Künstler hoben den bundesdeutschen Verdienststandard aller ihrer Kollegen. Dem Zeitgeist wurde Rechnung getragen.

Die Bildende Kunst ist ebenso wie die Literatur von dem abhängig, was die bürgerliche Geschichtsschreibung „Zeitgeist" nennt. Zeitgeist ist politisches Faktum, eingebettet in machtpolitische Kartells, fixierter Ausdruck kapitalorientierter Propaganda. Die Herrschenden bestimmen, was Kunst ist und was nicht, legen die Linie fest und den Wert (auch den materiellen), sie vergeben Aufträge - oder auch nicht. Kunst soll, so sagen sie, Denkanstöße geben, doch Anstöße wohin? Sicherlich nicht Kritik am Bestehenden, eher an den Kunstwerken selbst. Die sind relativ ungefährlich, wenn von bürgerlichen oder wenigstens konformen, linientreuen Künstlern gemacht. Kunst muß wertfrei sein, unpolitisch, nicht politisierend. Immer noch stehen die bürgerlichen Machthaber und ihre Wähler staunend vor den elfenbeinernen Türmen des 19. Jahrhunderts, nehmen nicht wahr und wollen es nicht, daß sie schon längst zerborsten sind, wenn auch noch erschreckend viele Künstler in den Ruinen hausen.

Kunst im öffentlichen Raum soll Reflexionen herausfordern, Kommunikation fördern, Kreativität ermöglichen. Voraussetzungen dafür sind eine fachlich geschulte und nur auf diese Zielsetzung ausgerichtete Schicht der Arbeitgeber, hier Politiker, und der Einsatz entsprechend befähigter Künstler, die auch der finanziellen Stützung bedürfen. Nicht zuletzt sollen die Bürger, in deren Lebensraum diese Kunst gemacht wird, und die mit ihr leben müssen, sowohl am Konzept als auch an der Ausführung mitbestimmen und mitarbeiten.

Kunst fürs Volk: Baldriantropfen.

Und so entsteht eine Kunstaktion: Einige Bürger eines Stadtteils haben etwas läuten hören von Kunst im öffentlichen Raum. Sie wenden sich an den Kulturreferenten der Stadt und erbitten (nicht: fordern) eine Kunstaktion zum Nutzen der Bürger, des Stadtteils, der Stadt. Der Kulturpapst kennt zwar den Stadtteil nicht, weil er in einem anderen wohnt, doch er hat seine Statistiken und ist mitunter auch mit seinem Auto dort durchgefahren. Er weiß zwar nicht um die Bedürfnisse der Bittsteller, doch er vertraut deren Beteuerungen. Er nimmt wohlwollend Kenntnis. Er legt das Gesuch einem beratenden Gremium, bestehend aus Künstlern, Architekten, Städteplanern, Beamten und anderen wichtigen Leuten, vor. - Es wird beraten. - Wird dem Anliegen stattgegeben, was wegen der angespannten Finanzlage nicht allzu häufig vorkommt, muß in dem entsprechenden Stadtteil eine Beratergruppe gebildet werden. Künstler aus nah und fern werden aufgefordert, sich an der öffentlichen Ausschreibung zu beteiligen und ihre Entwürfe einzureichen. Die aufgerufenen Künstler wissen häufig nicht so recht, worum es eigentlich geht; auch sie kennen den Stadtteil und seine Bewohner nicht, oder nur sehr oberflächlich. - Eine Jury bewertet die eingegangenen Entwürfe, die anonym vorgestellt werden, um Schiebungen vorzubeugen, und legt mit der Prämierung die Gewinner fest.

Im Preisgericht sind Vertreter der verantwortlichen Behörde, in Bremen des Senators für Wissenschaft und Kunst, der Baubehörde, der Architekt des zu verschönernden Bauwerks, die Nutzer des Bauwerks, ein Künstler und zwei Bürger.

In der Huchtinger Kunstaktion z.B. waren die Juroren:

Der Direktor der Schule, auf deren Gelände die Aktion stattfand,
ein Kunstpädagoge dieser Schule (beide nicht aus Huchting),
ein Baudirektor,
noch ein Baudirektor
ein Diplom-Ingenieur,
der verantwortliche Kulturreferent der Stadt
und ein Huchtinger!

E i n Huchtinger in diesem Gremium, das über Kunst im öffentlichen Raum in Huchting zu befinden hatte!

E i n Künstler: der Ingenieur ist, und Künstler wohl vor allem als Mitglied im Berufsverband Bildender Künstler.

Kunst für die Bürger in Mitbestimmung der Bürger?

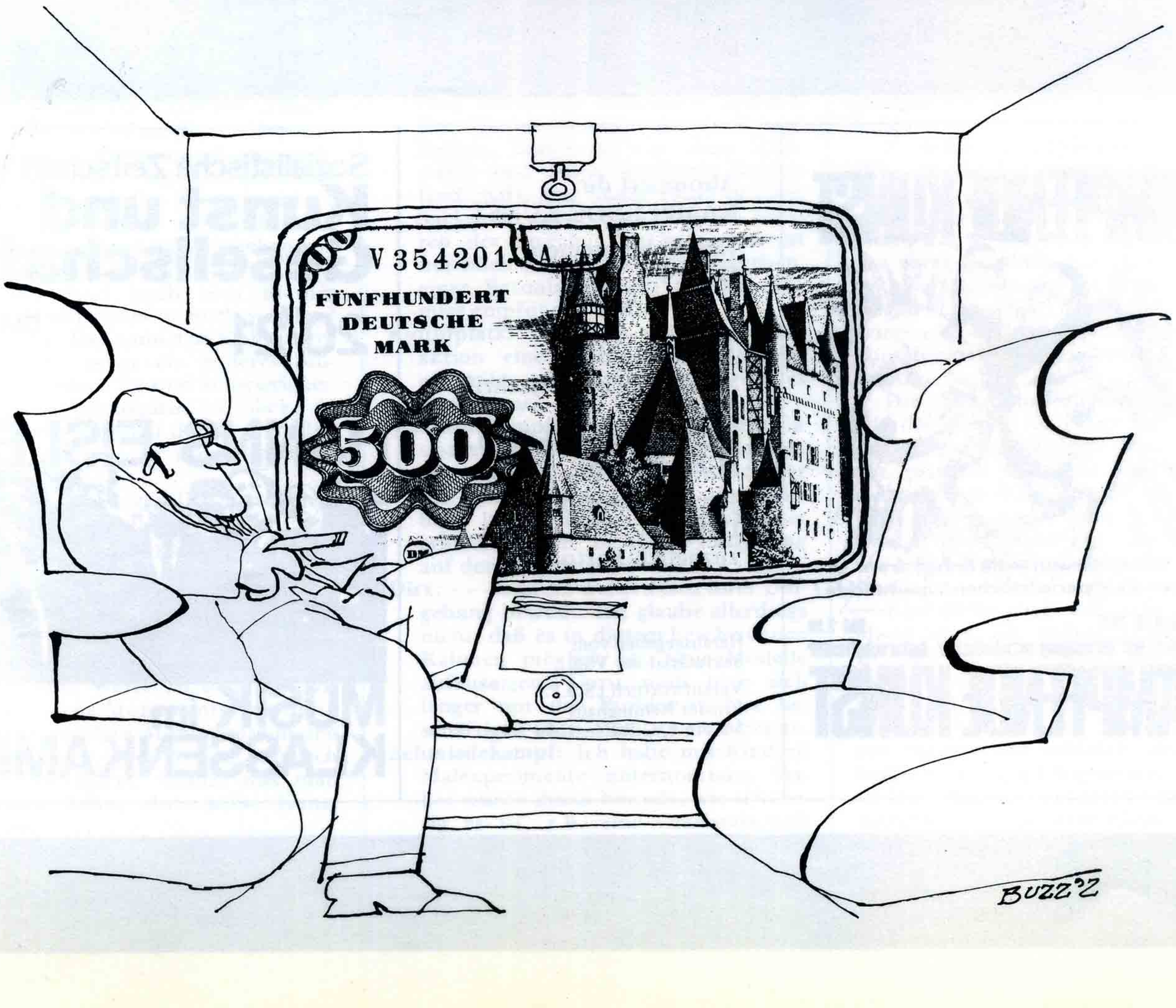
Kunst fürs Volk?

Die Juroren wissen nicht, wessen Namen sich hinter den Entwürfen verbergen. Das soll Parteilichkeit ausschliessen (haben aber Künstler nicht eine erkennbare Handschrift?). Doch steht dieses Ausleseverfahren in krassem Gegensatz zur Zielsetzung von Kunst im öffentlichenRaum: Der Subventionierungsgedanke wird vergessen. Nicht diejenigen, die den Staat brauchen, um leben zu können, erhalten immer einen Auftrag, sondern meist die, die nicht um ihren Lebensunterhalt zu bangen haben, z.B. Kunstpädagogen, denen Kunst im öffentlichen Raum nur ein willkommener Nebenverdienst ist. Hauptberufliche Lehrer bei derartigen Aktionen zu beschäftigen, birgt sicherlich Vorteile, doch wo bleibt die soziale Idee der Institution? Und wie kann jemand, der tagtäglich seiner Arbeit als Beamter nachgehen muß, sich noch zusätzlich intensiv mit einem Stadtteil beschäftigen, über ihn und in ihm arbeiten, sich mit ihm und seinen Bewohnern identifizieren, fremde Probleme als seine begreifen, verarbeiten, umsetzen in Aktion, mit den Bürgern leben?

Lehrer werden vom Staat bezahlt, sind Stützen der Regierung. Sie sind abhängig vom Wohlwollen der Politiker - ebenso wie manche Künstler. Von den sieben Juroren in Huchting befinden sich fünf im Staatsdienst, arbeiten staatserhaltend. Unwahrscheinlich, daß ein so zusammengesetztes Preisgericht etwa in einem CDU-regierten Bundesland einen Staeck prämieren würde. Hat eigentlich schon einmal ein Kunstpädagoge mit Berufsverbot den Auftrag zu Kunst im öffentlichen Raum erhalten?

Die glücklichen Gewinner der Ausschreibung, konform und linientreu, sollen in einem Stadtteil auf die Bedürfnisse der Bürger eingehen, deren Wohn- und Lebenssituation aufarbeiten, durch direktes Eingehen auf konkrete Wünsche Kommunikation fördern. Ein hohes Maß an Engagement wird erwartet. Kritische Beurteilung ist erwünscht, doch tradierte Grenzen dürfen nicht überschritten werden. Viele lobenswerte Erwartungen der Auftraggeber versickern allzubald im Schlamm verbaler Attitüden: In Huchting entzog der Bremer Senat seine Unterstützung einem von den Künstlern angeregten Mieterhearing mit allen zur Bundestagswahl kandidierenden Parteien. Kunst im öffentlichen Raum bleibt immer noch ein Instrument der Machtpolitik.

Kunst im öffentlichen Raum: Baldriantropfen.



Kunst & Aktion in Huchting

In Huchting, der elf Kilometer vom Bremer Stadtkern gelegenen Trabantenstadt, formierte sich 1974 um den Direktor des lokalen Schulzentrums die Initiativgruppe „Freizeit in Huchting". Diese Gruppe forderte vom Bremer Senator für Bildung, Wissenschaft und Kunst die künstlerische Gestaltung des zum Teil noch im Bau befindlichen Schulzentrums im Rahmen der neugeborenen Konzeption „Kunst im öffentlichen Raum". Die beiden ersten Preisträger der folgenden Ausschreibung, die an alle Künstler in Bremen, Hamburg und Niedersachsen gerichtet war und mit 25 Einsendungen beantwortet wurde, waren die Künstlergruppe „Provinzkunst"(Claassen/Schmal) aus Bremen und der Worpsweder Maler und Kunsterzieher P.J. Splettstösser.

Das Ausschreibungspapier des Senats skizzierte den Stadtteil Huchting, wie folgt: „Huchting ist ein ohne Planung der sozialen Infrastruktur sehr schnell gewachsener Stadtteil von ca. 37.000 Einwohnern. Fehlen von Sozial- und Kommunikationseinrichtungen, aber auch die Anlage der Blockbebauung und eine sterile Baugestaltung haben u.a. dazu geführt, daß die Bevölkerung sich isoliert fühlt, keine Möglichkeit der Kommunikation und der musischen Betätigung hat und ohne kreative Anreize bleibt."

Vor der Erstellung des Kunst- und Aktionskonzepts durch die Gruppe „Provinzkunst" haben sich die Künstler von der Wohnsituation der Stadtteilbewohner selbst überzeugt und die Erkenntnisse aus anderen ähnlichen Stadtteilen und Satellitenstädten verarbeitet.

Die Schwerpunkte des Ausschreibungskonzepts der Gruppe lagen im Bau eines multi-funktionalen Spiel-Arbeitsobjekts und in der künstlerischen Möblierung des Schulgeländes. Aufgrund ihres Erstkonzepts, von dem schließlich nur wenig realisiert wurde, erhielt die Gruppe den Auftrag, ein Arbeits- und Aktionsprogramm unter Einbeziehung auch anderer Wettbewerbsteilnehmer zu erstellen. Auch dieses Programm wurde erheblich zusammengestrichen. Zwei Spielobjekte wurden schließlich realisiert, das Fenderobjekt und der künstliche Wald, eine Idee der Schüler. Zwei Maler gestalteten ein Raumbild, das die Situation und Entwicklung Huchtings aufzeigt. Der Maler Splettstösser bemalte mit Kindern und Jugendlichen hauptsächlich die Betonbuchten und Wände, die das Außengelände der Schule gliedern. Trotz Bedenken der Künstler und der Initiativgruppe begann man mit dem Aktionsprogramm zu Beginn der Schulferien, wodurch das Ganze zu einem Ferienprogramm umfunktioniert wurde. Die Werkstätten der Schule, die der Bevölkerung geöffnet werden sollten, damit sie dort miteinander Arbeiten ausführten, blieben geschlossen. Eine von Jugendlichen initiierte Wochenend-Discothek wurde gestoppt. Das Rahmenprogramm, das auch nur zum Teil durchgeführt werden konnte, Grillabende, Freiluftkonzerte, Diavorträge, Flohmarkt interessierte die Anwohner besonders. Das Spiel-Arbeitsobjekt, das vor allem Erwachsene motiviert hätte, war bis zum Ende der Aktionen im November noch nicht über die Modellphase hinausgekommen.

Koschnick:

Zentrum der Entwicklung?

Wir haben es geduldet, daß manche Bauten nur auf sich selbst bezogen als funktionale Apparate errichtet wurden und nichts zu städtebaulicher Raumbildung beitrugen. Auch die oft ungenügende Ausstattung mit Schulen, Kindergärten, Spiel- und Bolzplätzen, Verkehrsverbindungen und Einkaufsmöglichkeiten ist, obwohl nicht zuletzt durch die kommunale Finanznot bedingt, zu kritisieren. Insgesamt müssen wir feststellen, daß durch das Zusammentreffen verschiedener Faktoren eine Entwicklung eingetreten ist, deren gesellschaftliche und soziale Auswirkungen auf die Stadt nicht zu übersehen sind.

(Aus „Die Stadt: Zentrum der Entwicklung" — Hans Koschnick — 75)



Abonniert die
KÄMPFENDE KUNST
Jahresabonnement
DM 24,–

Abonniert die
Sozialistische Zeitschrift
für
KUNST UND GESELLSCHAFT
Jahresabonnement
DM 19,–
zuzüglich Porto

Herausgegeben vom
Sekretariat der VSK
Verantwortlich i.S.d.P.:
Frieder Reininghaus
5 Köln 1, Gilbachstr. 34

Sozialistische Zeitschrift für
Kunst und Gesellschaft
20/21 DM 7.-

HANNS EISLER



MUSIK im KLASSENKAMPF

Alle sollen mitmachen

Interview mit Piet Claassen von der Gruppe Provinz-Kunst

Kulturplatz: Mit welchen Intentionen gehst Du an das Projekt Kiör (Kunst im öffentlichen Raum)?

Piet Claassen: Wir sind ja hier sozusagen auf einer Kult-Tour, wir warten noch auf Gäste, Huchtinger, die mitmachen wollen, die sich mit uns in ein Boot setzen wollen. Ja, und unser Leitfaden, an dem basteln wir noch.

Kulturplatz: Wer ist denn der Kapitän?

Piet Claassen: Der Kapitän sind wir alle, deshalb fährt das Boot auch gleichzeitig in verschiedene Himmelsrichtungen. Sozusagen Demokratie für jeden und alle, eine Demokratisierungsmaschine. Alle sollen mitmachen, mitlachen. Und da gibt es eigentlich keinen richtigen Bandleader oder sowas.

Kulturplatz: Welche Schwierigkeiten gibt es in der Künstlergruppe?

Piet Claassen: Schwierigkeiten gibt es immer. Die Künstler, die hier mitarbeiten, sind von so verschiedener Bauart, ich bin z.B. Grafiker, meine Frau ist Bildhauerin, der Schmal ist Bildhauer und Architekt, dann noch Herr Kluge, unser Manager, er ist sozusagen Mittelsmann zwischen uns und den am Projekt beteiligten Gruppen, und so haben wir denn alle eine unterschiedliche Ausbildung, und darum ist es nicht so schwierig auszukommen, weil jeder auf einem Spezialgebiet zu Hause ist.

Kulturplatz: Es soll doch versucht werden, die Bevölkerung zu aktivieren, dann sollen doch auch gewisse Bewußtseinsprozesse angestoßen werden. Wie habt Ihr Euch vorbereitet?

Piet Claassen: Wir haben die verschiedensten Bevölkerungsgruppen angesprochen und hoffen, daß sich auch mal jemand beteiligt. Die Presse berichtet ganz gut über unsere Arbeit. Die Aktion hier kann natürlich ausgehen wie das Hornberger Schießen.

Kulturplatz: Sind Euch vom Bremer Senat Hemmschuhe verpaßt worden?

Piet Claassen: Das kann man wohl sagen, wir hatten zuvor ein anderes Programm geplant. Es sind Schwierigkeiten mit der Bürokratie, ich blicke da auch nicht so genau durch. Und den letzten Stiefel dazu trägt der Hausmeister bei.

Kulturplatz: Sind eigentlich Eure Ziele mit denen des Senats identisch?

Piet Claassen: Nicht ganz. Wir hatten auf unsere Fahnen die totale Demokratisierung der Kiör geschrieben, das ist uns nicht gelungen, das haben wir vor dem Senat nicht durchbekommen. Die Ziele des Senates gehen wohl dahin, Werte zu schaffen, wir wollten nicht Monumente aus Stein schaffen, sondern Monumente in den Köpfen der Leute. Das ist natürlich nichts Sichtbares, nichts, was man vorzeigen kann, eben keine Kunst am Bau.

Kulturplatz: Ist es unter den gegebenen gesellschaftlichen Verhältnissen überhaupt möglich, eine Aktion, wie Ihr sie Euch vorstellt - Ihr wollt Demokratisierung - zu realisieren?

Piet Claassen: Einige Leute werden ihren Spaß an dieser Aktion haben, aber im großen und ganzen ist das Bewußtsein der Bevölkerung für eine Aktion, wie wir sie vorhatten, gar nicht entwickelt.

Kulturplatz: Kann es durch Kiör zu Denkanstößen kommen?

Piet Claassen: Kann sein, die Aktion wird es zeigen.

Kulturplatz: Seid Ihr Künstler auf Grund Eurer Ausbildung und gesellschaftlichen Stellung in der Lage, die Bevölkerung zu begreifen, richtig zu begreifen? Und wie sieht es mit der Umsetzung aus?

Piet Claassen: Schwierige Frage. Aus beruflicher Erfahrung wissen wir schon, wie unsere Arbeiten ankommen. Hier liegt es etwas anders. Wir sind im Programm so flexibel, daß Kritik jederzeit eine Kurskorrektur ermöglicht.

Interview mit den Malern Schmiedekampf und Dirx

Schmiedekampf: Das wichtige unserer Malerei ist für die Bevölkerung wiedererkennbare Bilder zu schaffen, Malerei, in der sich der einzelne wiedersieht.

Kulturplatz: Was habt Ihr auf dem ersten Bild dargestellt?

Schmiedekampf: Es soll die Verstädterung Huchtings visualisiert werden. Das Ganze ist angeordnet wie eine Spirale, beginnend mit einer Viehweide und kaum berührter Kulturlandschaft. Das Ganze endet in einer Sackgasse, einer Sackgasse im Inneren der Spirale: Der Betrachter ist nur noch von Hochhäusern umgeben, einer Betonlandschaft, die als sehr mies empfunden wird.

Kulturplatz: Wollt Ihr mit dieser Malaktion eine Lösung aufzeigen, wie es besser sein könnte, oder wie es einmal war?

Schmiedekampf: Das erste Problem für uns ist der Kontakt zur Bevölkerung. Wir glauben, daß der Kontakt über die Visualisierung, wie eben beschrieben, laufen kann. Die Huchtinger erkennen sich in ihrer Umgebung auf den Bildern wieder.

Dirx: - - - und sie werden sich ihrer Umgebung bewußt. Ich glaube allerdings nicht, daß es in diesem bescheidenen Rahmen möglich ist, neue Modelle aufzuzeigen. Dazu muß man sich länger mit den Problemen hier beschäftigen als nur zwei Monate.

Schmiedekampf: Ich habe mit Kindern Malexperimente unternommen. Dabei wurde ihnen bewußt, wie schwierig es ist, z.B. eine Graslandschaft zu visualisieren. Daß Gras nicht nur aus einer Farbe, einem Farbton besteht. Wir haben da eine Weile rumgespielt, bis das Ergebnis für alle befriedigend war.

Papier ist zu teuer?

Jörn - Peter Dirx erzählt im Raumbild über Schwierigkeiten zu malen:

Es ist schwierig hier zu malen, weil zu viele Kinder und jetzt auch noch Jugendliche beim Malen zusehen wollen. Das Beste wäre, wenn einer sich ausschließlich um die Kinder und Jugendlichen kümmern kann. Wir wollen ja nicht in erster Linie hier eine Malschule oder Abenteuerspielplatz veranstalten. Ich fühle mich hier als Kunsterzieher, Sozialhelfer, und dann als Maler.

Es ist auch schwierig, den Kindern klarzumachen, daß sie nur außen malen dürfen. Wir malen innen mit Ölfarbe, daher geht es nicht, daß die Kinder mit Wasserfarbe im Raumbild malen. Ich habe jedesmal ein schlechtes Gewissen, wenn ich sagen muß, malt an der Außenfläche. Wenn mehrere Kinder an der Außenfläche malen, dann ist natürlich sehr schnell die Fläche voll. Wir müssen den Kindern dann sagen, so, nun macht alles wieder weiß, damit ihr weitermalen könnt. Die Kinder möchten sehr gern ihre Werke mit nach Hause nehmen, aber auf Papier, was einigermaßen haltbar ist, können sie nicht malen, weil das Papier einfach zu teuer ist. Auf Zeitungspapier geht es auch nicht, weil es zu schnell zerreißt.

Wenn jemand sich ausschließlich mit den Kindern beschäftigen würde, dann könnte der den Kindern erklären, daß man Farben mischen kann. Jetzt glauben die Kinder, das liegt an unseren Farben, daß wir anders malen. Wir erklären natürlich den Kindern, wie man Farben mischen kann, aber das kann man nicht permanent.

Die Bildhauerin Barbara Claassen berichtet über ihre Arbeit.

Wir wollen nicht mit künstlerischen Tätigkeiten an die Leute herankommen, die sie selbst nicht leisten können, sondern mit Arbeiten, die jeder erlernen kann.

. . . selbstverständlich können sie auch künstlerische Tätigkeiten erlernen, aber da stößt man dann auf viele Hemmungen und Sperren, wenn das nicht sofort so prima klappt wie bei dem Künstler, der das vormacht. Man hat eben als Künstler eine jahrelange Praxis und das geht einem leicht von der Hand, und die kriegen dann gleich Minderwertigkeitskomplexe, wenn das nicht sofort so prima geht.

Die Eltern sind ungeheuer froh, daß wir die Kinder für einige Zeit hier auf dem Platz beschäftigen. Wenn die Kinder so zwei bis drei Tage mal von morgens um 9.00 bis abends um 9.00 Uhr hier waren, dann kommen die Eltern doch schon mal um zu sehen, wo die Kinder eigentlich so lange waren.

Eine Frau hat uns erzählt, deren Mann über ein halbes Jahr arbeitslos ist, daß sie vier Kinder hat und jetzt mitverdienen muß. Sie geht nachts von 4.00 bis morgens um 8.00 Uhr putzen. Sie ist also darauf angewiesen tagsüber zu schlafen, das war ihr bisher nicht möglich gewesen.

Die Kinder erwarten uns schon morgens hier auf dem Platz, wenn wir dann kommen, wollen sie sofort anfangen. Die Kinder sind ungeheuer froh, daß sie in den Ferien hier was machen können. Bisher gab es in Huchting kein Ferienfreizeitprogramm.



Manfred Bartling

Ein Jahr „Kunst im öffentlichen Raum"

„Kunst im öffentlichen Raum" wird in Bremen als Modell verstanden, ein Modell, das das überkommene Prinzip der Verschönerung öffentlicher Bauten durch Kunstwerke, genannt „Kunst am Bau", ablöst, ablösen soll. Was hat dies Modell nach einem Jahr praktisch vorzuweisen? Aus dem Begriff ist langsam ein formales Konzept geworden, das die Ent-Aurisierung der Kunst und des Künstlers zum Ziel hat. Heißt das aber nicht, der Kunst den Genußwert, den Hauch des Unbegreiflichen nehmen, ihr die Flügel abschlagen, so daß sie platterdings auf den berühmten „Boden der Tatsachen" fällt? Hat der Künstler in den letzten Jahrzehnten nicht selbst die Aura der Kunst reduziert und die Gesellschaft den Kunstbegriff selbst in Frage gestellt? Was etwa verbirgt sich sonst hinter dem Begriff Minimalart? Sieht man sich jetzt einmal das erste im Rahmen des „Bremer Modells" erstellte Kunstobjekt im öffenlichen Raum von dem Bildhauer Breuste an, so ist man nicht verwundert, wenn die Gesellschaft sich ablehnend dazu verhält. Aber doch nicht, weil das Kunst mit großer Aura ist, sondern weil dieses Werk in seiner kühlen Funktionalität den Betrachter nur an etwas erinnert, was er ohnehin aus der eigenen Arbeits- und Wohnwelt hinlänglich kennt. So mußte es denn wohl in einer Mulde landen.

Bei den im vergangenem Jahr durchgeführten Bildhau- und Malaktionen sollte die Bevölkerung nicht nur sehen, wie der Künstler auf dem Grat seines eigenen Horizontes steht, sondern jeder Einzelne sollte Gelegenheit bekommen, seinen artistischen Neigungen selbst nachzuspüren. So könnte er lernen, auch dem Künstler nachzuempfinden. Dies mag den Laien wohl weiterbringen, bringt es jedoch den Künstler und sein Werk wirklich voran? Das heißt, findet das Künstlerische den notwendigen Weg, um aus unserer brutalen und materiellen Lebensweise eine ethischere zu machen? Wie mir nämlich scheint, hat das, was auf dem Brommyplatz und im Schulzentrum Huchting stattgefunden hat, nichts mehr mit Kunst zu tun. Es gehört in die Rubrik Soziales, Freizeit und Sport. Ent-Aurisierung fand auch hier nicht statt. Der Künstler wurde lediglich umfunktioniert zum Sozialhelfer, Therapeuten und Pädagogen. Kunst und Sozialpolitik haben so verschiedene Eigenschaften und Ziele, daß, stoßen sie aufeinander, allerdings etwas ganz Neues entstehen kann. Was, das könnte das Bremer Modell „Kunst im öffentlichen Raum", die neue Form einer Synthese aus Kunst und Sozialpolitik uns zeigen. Aber das erste Jahr lehrte uns, daß „Kunst im öffentlichen Raum" ein didaktisches Großlabor werden kann, in dem man sich schnell die Finger verbrennt, wenn eine Mixtur überkocht.

Kunst von lokalem und internationalem Rang hinter Glas in einer Graphothek — auch dies eine der jüngsten Errungenschaften Bremer Kulturpolitik — muß hingegen als eine wesentliche Bereicherung der lokalen Kulturszene erachtet werden.

Detlev Michelers

Ein Tag

11.00 Uhr. Eine Gruppe von Kindern hängt auf dem Gelände rum. Man wartet auf die „Künstler". Will endlich beschäftigt werden, spielen, was mitmachen. Teilweise sind die Kinder schon seit morgens um acht auf dem Platz.

Dann tauchen Barbara Claassen, Piet Claassen, Dieter Schmal und Wolfgang Kluge auf. Der erste Job: aufräumen. Überall liegen Holzreste rum, die Baubuden sind aufgebrochen, Material und Werkzeuge wurden rausgeholt, es wurde damit irgendetwas gemacht, aber nichts gestohlen. Man sammelt alles ein, ordnet, stellt andere Werkzeuge auf den Tisch. Mehr und mehr Kinder finden sich ein. Man schickt sie zum Einkaufen, Steine müssen herangeschleppt werden zum Grillofen bauen.

Der Hausmeister taucht auf. Beschwert sich über Scherben, Dreck auf den Anpflanzungen, Papierfetzen, Essensreste. Es hat sich rumgesprochen, daß die Künstler da sind. Immer mehr Kinder und Jugendliche treffen ein. Radeln über den Platz, schmeißen die Räder hin, stehen abseits oder stellen Fragen. „Wann darf ich wieder Ton haben?", „Darf ich was malen?", „Können wir Farben haben?", „Das ist meine Freundin Ulrike, die will auch mitmachen." „Seid ihr morgen wieder da?", „Gibt es heute wieder Suppe?" Es wird mit den Kindern gesprochen, Kluge muß telefonieren, weil wieder was nicht richtig gelaufen ist. Im Sekretariat kennt man die Gruppe inzwischen. Läßt sie telefonieren. Man weiß zwar nicht, was da draußen eigentlich passiert. Aber ist ja Senatsarbeit. Abgesegnet.

Früher Nachmittag. Die Kinder möchten was essen. Piet läuft zum Discount. Holt Suppen. Heute Frühlingssuppe, mit viel Wasser. „Noch kein Geld in der Kasse?" „Okay, ein paar Dosen Würstchen". Die Kinder umlagern die drei Töpfe. Für sie ist es die schönste Mahlzeit im Freien. Aus dem dampfenden Topf Suppe löffeln. Kleckern können, soviel man mag. Nicht anständig sitzen müssen. „Was machen wir jetzt?" „Was soll ich jetzt tun?" Schmal, Claassen, dauernd umsprungen von den Kindern. Wollen beschäftigt werden. Wollen Direktiven haben. Man soll ihnen sagen, wo sie hingehen, wie sie was machen sollen.

Emsig hämmert eine Gruppe an einem Tisch herum. Piet Claassen malt mit Inbrunst und Akribie an einem riesigen Transparent. Ein paar Kinder schauen begeistert zu. „Was schreibst du da?" „Wofür ist das?"

Ab abends um sechs lichten sich die Reihen. Die Kinder müssen sich zu Hause sehen lassen. Ein Rest von 6 — 8 Kindern bleibt bis zur Abfahrt. Kinder mit gezackten Sicherheitsschlüsseln um den Hals, die mit dem Fahrrad ein Mofa imitieren.

Um halb acht sind die Gruppenmitglieder geschafft. Den ganzen Tag den Nachwuchs am Hals, Fragen über Fragen, Pflaster kleben, Streitigkeiten schlichten, gerecht sein, die letzte Wurst verteilen.



Äußerungen der Bevölkerung während der Aktion

Gegen die Hochhäuser kann man wohl schlecht was unternehmen. Man kann nur was für die Leute tun, die darin leben müssen und da wohl irgendwie klarkommen müssen, sich damit wohl abfinden müssen, denn wo sollten sie sonst wohnen.

Nun ist jetzt die Frage, ob man anhand eines Bildes etwas ändern kann. Ihr wollt wahrscheinlich die Leute zu irgendwelchen Taten motivieren, so seh' ich das Ganze, und das wird natürlich gerade hier sehr schwierig sein.

In Huchting, in den Hochhäusern, da wohnen viele alte Leute. Man müßte sich mehr engagieren und vielleicht die alten Leute abholen.

Es ist vielleicht günstiger, wenn man mit den Jüngeren anfängt oder mit den Jungen, die sowieso aufgeschlossener sind solchen Sachen gegenüber.

Es (Kunst) gibt einem auch nur dann was, wenn man's kennt, wenn man damit was anfangen kann.

Ein Engagement begrüßen wir immer, das ist klar.

Dieses (Schulzentrum) hier sehe ich als schreckliches Mahnmal stehen. Die Gesellschaft erkennt man ja am besten aus einer Stadt heraus. Das ist ein gutes Spiegelbild.

Vielleicht fehlen da noch ein paar Mücken (auf dem Raumbild), davon gabs, als wir hier einzogen, kolossal viele.

Die Hellhörigkeit der Wohnungen, das ist ein großes Problem. Wie soll man das malen? Und dann ist da dieser Flugzeuglärm.

Hier, das sind alles Mietwohnungen. und da macht sich keiner Gedanken, Hauptsache, da wird viel Geld herausgeholt, und mehr ist das ja nicht.

Man müßte eigentlich mal Statistiken aufstellen, wie lange die Leute hier leben. Wann es die meisten satt haben hier. Ich kann mir nicht vorstellen, daß hier jemand 50 Jahre leben möchte, gern wohnen will.

Die Leute ziehen ein und, sobald es ihnen etwas besser geht, ziehen sie aus.

Ich finde das wirklich abartig, diese Fassaden hier.

Man sollte nicht nur die Künstler, sondern vor allem die Leute, die nachher in diesen Häusern leben müssen, in die Planung miteinbeziehen, vor allem die, daß die ihre Vorstellungen mit dahineinbringen können.

Schon allein die Schule hier, ein furchtbarer steriler Betonbau.

Kunst am Bau? Das ist doch das mit dem Kram, der da so vor Häusern steht, diese komischen Statuen und so . . .

Hier auf dem Platz finde ich das ganz gut, ich finde das richtig, daß die sowas gemacht haben.

Da drin (im Raumbild) sollen Künstler sein, interessiert mich, zeichnen interessiert mich überhaupt, als Kind sollte ich mal Malerin werden, von der Lehrerin aus, aber . . .

Es erstaunt mich, daß so wenig ältere Leute, daß die Eltern nicht hier sind. Das vermisse ich. Bin ganz erstaunt.

Ich finde es für die Schüler des Schulzentrums ganz gut, daß mehr Farbe auf das Gelände kommt. Es bekommt alles mehr Schönheit, mehr Lebensqualität.

Der Bevölkerung ist eben nicht bewußt, daß man die Betonklötze anmalen kann, die Grünflächen zwischen den Häusern nutzen kann.

Lieber sollen die Kinder hier unter der Aufsicht Erwachsener Baubuden bemalen, als wenn sie selber aus sich Dummheiten machen. Wenn Erwachsene dabei sind, habe ich nichts gegen die Aktion, vielleicht kann auch das eine oder andere Kind gefördert werden.

Meine Tochter hat es schon vorhin versucht (das Fenderobjekt), hat probiert, ob es auch schön massiv steht.

Das ist ja wohl ein Widerspruch. Einerseits will die Aktion Kommunikation fördern, andererseits stellt der Direktor nicht die notwendigen Räumlichkeiten etc. zur Verfügung und verbietet sogar die Disco-Veranstaltungen.

Wenn die Kommunikation nicht stattfindet, bleibt ja von der Veranstaltung nur ein Rest für die eingebildeten Lehrer, weil die Bevölkerung ja gar nicht beteiligt wird.

Ich finde, die Aktion stand von Anfang an unter einem unglücklichen Vorzeichen, weil die Künstler von der Schulbürokratie nicht unterstützt wurden.

Ganz offenbar wollte Herr Friedrichs (Schulleiter und Mitglied der Initiativgruppe) nicht, daß da irgendwelche Schüler beteiligt worden sind, und das ist dann tatsächlich auch so gewesen, daß von Anfang bis Ende nicht ein Schüler in dieser Freizeit-Initiative mitgearbeitet hat, obwohl eine Menge sich eingetragen hatten, um da mitzuarbeiten.

Ich erinnere mich an einen Text der Schulzeitung, da stand drin, diese Schule wäre als ein Kommunikationszentrum für ganz Huchting zu öffnen. Das ist allerdings vom Konzept her eine gute Sache, und das hätte z.B. bedeutet, daß wir mit der Öffentlichkeit mehr in Kontakt kommen, daß mehr Jugendliche hier hereinkommen, aber Herr Friedrichs hat sich bei der Durchsetzung wohl ganz offenbar in die Finger geschnitten, denn er hat Schüler, die nicht auf diese Schule gehen, rausgeschmissen, sogar mit Polizei gedroht.

Ich möchte sagen, daß ich es eine ganz schöne Sauerei finde, daß diese ganze Sache mit dem Kommunikationszentrum so einfach an Ordnungsproblemen scheitert.

Ich muß sagen, daß wir als Schulbedienstete von dieser Aktion sehr mangelhaft unterrichtet waren.

Wenn ein Senator solch eine Aktion ankurbelt, und die Aktion könnte von einem Hausmeister gestört werden, dann ist da was schiefgelaufen.

Ich kann mir noch nicht genau vorstellen, wie der künstliche Wald aussehen soll, wenn dann hier abgesägte Telephonmasten stehen . . .

Ein Rasen wäre besser für uns. Wir brauchen eine Liegewiese zwischen all diesen Steinen.

Vielleicht komme ich häufiger hierher. Ich bin jetzt arbeitslos.

Checkliste
(Für alle, die in Zukunft ähnliche Aktionen vorhaben)

1. Allgemeines

a) Statistiken lesen, über die Stadt, den Ortsteil.
b) Sich klar werden, welche Bevölkerungsgruppen angesprochen werden sollen, ob Kinder, Jugendliche, Erwachsene oder Rentner. Sich möglichst konzentrieren, nicht querbeet ansprechen wollen.
c) Sich für die Vorbereitungen Zeit, Zeit und nochmals Zeit nehmen. Sich nicht durch finanzierende Veranstalter zur Aktion treiben lassen.
d) Aktionen erst beginnen nach umfassender Information der Bevölkerung. Informationsfluss überprüfen, durch Straßen- und Hausbefragungen.

2. Vorarbeiten

a) Arbeitsaufwand richtig einschätzen. Ca. 50% mehr einsetzen, als errechnet. Wenn man erst einen Vertrag hat, ist es zu spät, um die eigene Kalkulation noch zu ändern.
b) Auf die Nebenkosten achten, wie Telefon, Fahrtkosten, Papier, Porto etc. Es läppert sich zusammen.
c) Kinder und Jugendliche wollen essen und trinken, wenn sie dabei sind. Wer zahlt?
d) Versicherung und Haftpflicht klären.

3. Kontakte und Besprechungen

a) Mit dem Veranstalter ist ja wohl klar.
b) Jugendamt
c) Sozialbehörde
d) Sport
e) Bauamt
f) Gartenbauamt
g) Ortsämter
h) Beiräte
i) Verwalter, Hausmeister
j) Feuerwehr
k) Polizei
l) Schulen
m) VHS
n) Freizeitorientierte Vereine (Tanz, Sport, Sammler)
o) Kommunalkino
p) Bürgerverein
q) Bürgerinitiativen
r) Jugendheime
s) Altersheime
t) weitere Sozialeinrichtungen
u) Firmen

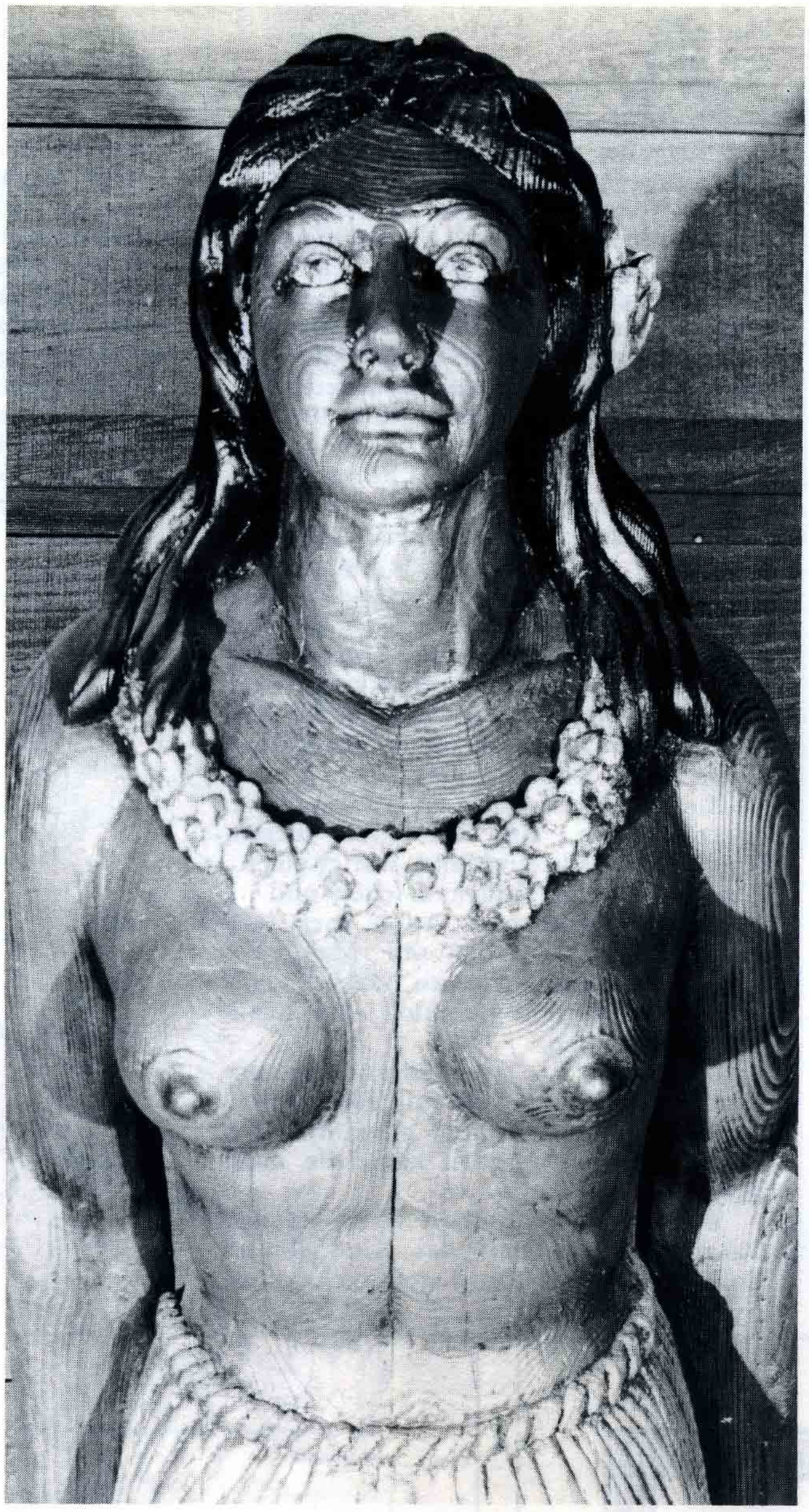
4. Informationsfluß

a) Tageszeitungen, regional und überregional
b) Stadtteilzeitungen
c) Funk
d) Fernsehen
e) indirekte Ansprache der Bevölkerung durch Plakatwände, Flugzettel, eigene Zeitungen.
f) direkte Ansprache durch Straßengespräche, Einladung zu Diskussionen, Tür- zu-Tür-Gespräche, Lautsprecherwagen.

Am besten ist es, wenn die Gruppe einen Pressereferenten mit dieser Aufgabe betreut und eine pädagogische Fachkraft anheuert.

5. Nichts erwarten, nichts erhoffen, niemandem vertrauen. Nur unterschreiben nach Rücksprache mit einer juristischen Fachkraft eigener Wahl.

Urs Ledergerber



Lussi

Ein Mann sitzt mit anderen am Tisch. Man unterhält sich. Die Ferien sind im Gespräch. Es gibt bestimmte Gesten, die bei den Menschen Eifer oder Aufregung anzeigen, beispielsweise eine ruckartige Bewegung des Kopfes oder Kratzen an der Wange. Schon eine ganze Weile macht der Mann solche Bewegungen und will etwas sagen; etwa, ob die anderen wissen, wo wohl der weißeste Strand Italiens zu finden ist oder etwas Ähnliches. Und wie er endlich die Aufmerksamkeit aller auf sich gelenkt hat, - und wie sie auch alle schon wieder durcheinander und von vielen weißen Stränden der Welt reden, so, daß sie gar nicht hören könnten, welchen er seinerseits für den weißesten hält -, sagt er nichts. Sie jedoch, in der Erwartung, er würde irgendeinen Namen nennen, wollen ihm plötzlich zuhören. Der Mann will auch etwas sagen; aber es geht nicht leicht über die Lippen. Er lächelt entschuldigend. Von einem weißen Strand könnte er zwar erzählen, in Wirklichkeit möchte er jedoch etwas anderes sagen. Irgendwie gehört der Strand wohl dazu, aber nicht nur er, sondern auch zwei, drei Fotografien aus einer Modezeitschrift und die Erinnerung an ein wunderbares Gefühl während eines Silvesterfestes und eben - Lussi. Eigentlich will der Mann etwas Tieferlebtes sagen, über Glück und Unglück, nein, eher über Männer und Frauen oder vielleicht nur über sich allein und wenn er jetzt nicht den Mund hielte, würde er bestimmt sagen: Im Grunde bin ich ein armer Hund, genau mit diesen Worten, und würde dabei an ein struppiges, wolfsähnliches Tier denken, halb verhungert, von jedem getreten - zu elend, um bei irgendjemandem noch Mitleid zu erregen - aber unheimlich zäh und trickreich im Überleben. Wie er dann schließlich den Mund öffnet, hören die anderen, die auf den Namen eines weißen Strandes warten, wie er sagt: Ein Bekannter von ihm sei verheiratet - und sie lachen; mit einer Frau, die mit Vornamen Lussi heißt. Da lachen sie noch mehr. Ich weiß, ich weiß, sagt der Mann erleichtert - dem noch ein Schauer über den Rücken läuft bei der Vorstellung, wie sie gelacht hätten, wenn er die Geschichte mit dem Hund erzählt hätte, Lussi ist ein komischer Name, ist auch wirklich ein seltsamer Name. Deshalb, immer wenn ich an diese Frau denke - da fragen die anderen, ob das sehr häufig vorkommt und er sagt ich weiß nicht, nein -, im übrigen sieht sie nicht etwa besonders gut aus, sie hat, das muß man sagen, das dunkelste Haar, das man sich vorstellen kann, und der Mann sagt nicht, daß er, wenn er sich diese Lussi vorstellt, an eine Frau denkt, die zu irgendwelchen Ausbrüchen, zu Eruptionen fähig sein könnte;

so, daß ihr Mann nach Hause kommt und im Flur irgendetwas Gewaltsames und Endgültiges findet - daß sie, aus tiefer Empfindung, darüber kann man lachen, den Kanarienvogel getötet hat - er liegt am Boden mit gebrochenen Flügeln; wer jemals einen Vogel getötet hat, weiß, was das bedeutet;

der Mann erzählt den anderen nicht von ihr. Er will eigentlich von ihrem Vater etwas sagen, der als junger Handwerker, Uhrmacher oder Ofenbauer, zu diesen glattgescheitelten Köpfen gehörte, die sich Briefe, beginnend mit „Teuerster Freund!", schrieben und sich, gemeinsam, auf dem Briefwege und ernsthaft Gedanken machten, wie man denn das Leben zu meistern habe, solche Briefe eben, wie sie dunkelhaarige Töchter manchmal, später, in den Schreibtischen ihrer Väter finden können:

der Vater, der vielleicht im reifen Alter erst, mit fünfunddreißig Jahren jene resolute, auch schon reifere Frau mit Namen Adele heiratete und danach bemerkte, daß sie ihm eine gute Lebensgefährtin war, insofern, daß sie die Bücher seines kleinen Werkstattbetriebes ebenso in Ordnung hielt wie seine kragenlosen Hemden;

er aber, nicht redegewandt, ihr so gerne gesagt hätte, wie sehr er sie liebte und - viel mehr noch! - von ihr geliebt zu werden wünschte, es aber nicht sagen konnte;

und - nach Jahren, und nur allmählich - zu wissen begann, daß das, was er in seinen Briefen schrieb und in denen der anderen las, mit dem, was er mit Adele erlebte, nicht in Zusammenhang gebracht werden konnte;

aber nicht im Traum daran dachte, die Ursache, oder gar die Schuld bei Adele oder bei sich zu suchen, sondern in den Umständen des Lebens überhaupt.

Der Vater, der sich eine Vorstellung zu bilden anfing, wie er, ganz allein, sein Fahrrad aus dem Schuppen holt, eines Morgens, bei strahlender Juni-Sonne, sich in den Sattel schwingt, mit offener Weste über dem kragenlosen Hemd und ins Weite steuert, bis in den Süden steuert und dort, an irgendeinem Ort eines Abends rastet; wie er aus dem Sattel steigt, das Gefährt an eine weißgekalkte Wand lehnt und eine Herberge sucht, mit langen Schritten der Häuserreihe entlang und hinterher der Schwarm der neugierigen Kinder; wie er Aufnahme findet bei einer zahnlosen Alten, die ihm auch gleich in der dunklen Küche, durch deren Fenster man in eine untergehende Sonne blinzelt, ein einfaches Mahl bereitet; wie er geruhsam und in einer Art nordischen Beherrschung ißt, ohne ein Wort zu sagen, das sie auch nicht verstehen würde;

wie er sich schweigend zurücklehnt, mit halbgeschlossenen Augen und darauf wartend, daß die Alte ihm in einer Ecke ein Lager zuweist -

da steht jemand plötzlich in der Tür, eine Frau, kein Mädchen; die Alte sagt ihr erstes Wort: Luzia. Die beiden wechseln ein paar Sätze. Die jüngere Frau ißt. Sie hat, das muß man sagen, das dunkelste Haar, das man sich vorstellen kann -

wie der Vater seine Ruhe verloren hat und seine Unruhe kaum zügeln kann, während er zusieht, wie sie, ohne sich zu beeilen, einen Bissen nach dem anderen zum Mund führt, dann aufsteht, in einer Ecke des Raumes ihr Lager zu-

rechtmacht und sich hinlegt. Die Alte, mit einem scharfen Laut, bringt ihn zur Besinnung. Er legt sich in der ihm zugewiesenen Ecke ebenfalls hin, aber Schlaf findet er nicht . . .

Wie der Vater also wach liegt; in der Nacht und in die Stille des Mondscheins hinein aus einiger Entfernung plötzlich entsetztes Blöken einer von einem Wolf angefallenen Schafherde sich hören läßt, die Frau - Luzia - sich aufsetzt, lauscht, eilig auf die Beine kommt, sich etwas überwirft, zur Tür hinausstürmt - er, der Vater, nach kurzem Zögern, hinterher . . .

Wie sie beide im Mondlicht die versprengten Kreaturen wieder einfangen und über der Anstrengung in Schweiß geraten;

wie sie die Verfolgung des letzten Tieres, eines Schafes mit schwarzweißem Fell, immer weiter von dem Ort wegbringt;

wie der Morgen graut, die beiden sich zum ersten Mal in die Augen sehen;

wie sie, gewissermaßen im ersten Licht des Tages und noch schwer atmend von den Strapazen der Verfolgung, - das Schaf steht an ein Stachelgestrüpp angebunden - sich stöhnend in die Arme sinken, ausgetrocknet von dem Durst nach Liebe;

wie der Vater darauf, nicht redegewandt, mit seinen wenigen Worten alles Tieferlebte über Glück und Unglück, über Männer und Frauen und über sich, ihr mitteilt, ihr, die kein Wort Deutsch versteht;

wie er sagt, er sei im Grunde ein armer Hund, genau mit diesen Worten, und dabei an ein struppiges wolfsähnliches Tier denkt, halbverhungert, von jedem getreten - zu elend, um bei irgendjemandem noch Mitlied zu erregen - aber . . .

und wie sie, Luzia, die Hand sanft ihm auf den Mund legt, ihn bei der Hand nimmt und ihm ein Zeichen gibt aufzustehen; wie sie das Tier losbindet.

Der Mann, von Lussis Vater erzählend, schildert, wie also jener immer mehr begann, seiner Vorstellung vielleicht nachzuhängen. Wenn er arbeitete, wenn er ruhte, wenn er aß, Luzia war nicht weit. Selbst wenn er mit Adele im Bett lag, lag auch Luzia da, bereit, ihm zart ihre Hand auf den Mund zu legen. So wäre es denn auch gekommen, daß Adele, nach zehn Jahren Ehe und kurz vor dem Eintritt in die Wechseljahre, einem Mädchen das Leben schenkte. Der Vater und Adele, beide, von dieser unerwarteten Fügung überrascht und unvorbereitet, taten sich wohl schwer in der Namensfindung. Wie aber Adele, außer ihrem eigenen Namen keine weiteren vorzuschlagen wußte, die für das Kind passen mochten, sagte der Vater: Luzia ist ein schöner Name.

Gleichzeitig bereute er, was er Luzia angetan hatte. Und als Adele diesen Namen nicht passend fand, war er glücklich, ihn wieder zurückzuziehen und in sich hinein zu nehmen. Adele aber, verwundert darüber, daß ihr Mann so schnell nachgeben konnte, wollte nicht zurückstehen, und beschloß, das Kind Luzia zu nennen.

Der Mann, der mit den anderen am Tisch sitzt, erzählt, wie eine Taufe stattfand, wie das Kindchen allmählich zu den dunkelsten Haaren kam, die man sich vorstellen kann.

Was man auch schon weiß, ist die Tatsache, daß Adele das Kind, kaum konnte es ihrem Zuruf gehorchen, nur mit dem Namen Lussi rief. Der Vater könnte früh gestorben sein; der tägliche Ärger, die täglichen Selbstvorwürfe, wenn seine Frau das Kind Lussi rief, könnten ihn alt gemacht haben -

Der Mann lächelt entschuldigend. Lussi ist wirklich ein komischer Name. Darüber hat er tatsächlich den Faden verloren. Wovon war eben noch die Rede? Ach ja, von den weißen Stränden.

An einem anderen Tag sitzt der Mann mit niemandem am Tisch; der arbeitet und da, wo er arbeitet, ist der Lärm zu groß, um zu reden. Da muß man unheimlich zäh sein und irgendwie trickreich; sonst kann man dabei vor die Hunde gehen.

DIONYSOS



GRIECHISCHES
RESTAURANT

Inh.
Georgios Karantinakis

Auf den Häfen 12-15
2800 Bremen
Tel.: (0421) 700109

Italienische
Spezialitäten

PIZZERIA
NAPOLI

Am Wall 164, 2800 Bremen

jörn-peter dirx

Ausgerechnet A

ludwig tuck setzte sich wie jeden abend, pünktlich um 19.00 uhr an seine schreibmaschine. spannte ein neues weißes blatt ein, betätigte den linken hebel und lauschte befriedigt auf dessen vertrautes „aruck-aruckuk-aruck-aruck-uk. alles war wie immer.

ludwig tuck arbeitete tagsüber in der personalabteilung eines großen kaufhauses, am feierabend jedoch hieß er teobald tiek und war dichter.
ja, einige kleinere zeitschriften und magazine hatten gedichte und prosa von ihm veröffentlicht.



sogar der rundfunk hatte in letzter zeit sein interesse an teobald tiek bekundet, indem er zwei, wenn auch sehr kurze, aber immerhin gedichte von ihm gesendet hatte.
„aruck-aruckuk" machte der hebel und ludwig, das heißt vielmehr teobald, drückte mit dem zeigefinger der linken hand auf die schwarze taste mit dem weißen buchstaben „A". dann schaute er versonnen auf den ersten buchstaben des alphabets und dachte an einen grossen roman, den er schreiben und der mit dem buchstaben „A" beginnen würde. das war sehr normal, denn alle dichter denken an einen großen roman, der mit „A" oder sonst einem buchstaben des alphabets beginnen müßte.

„A" von teobald tiek, ein roman der in unsere zeit paßt. nie hat ein dichter vor ihm gewagt, die dinge so deutlich beim namen zu nennen. „A" sagt das, was wir immer wissen wollten. mit „A" klärt tiek die fragen unserer zeit. wer „A" sagt, muß auch teobald tiek sagen.

teobald träumte. ja, er würde einen großen roman schreiben. er starrte angestrengt auf das „A", das recht verloren, ganz links oben, auf dem weißen bogen auf etwas wackeligen beinen stand.

für den dichter ist es das wichtigste, einen guten anfang zu finden, dachte teobald. „A", eigentlich ist „A" ein recht guter anfang. es müßte schon etwas von dem wirklichen leben darin vorkommen. das ist das wichtigste. arbeit zum beispiel. ja, arbeit ist wirkliches leben und fängt mit einem „A" an.

natürlich könnte es auch in der zukunft spielen. astronaut, hat auch ein wunderschönes „A" vorneweg. oder armenhaus, soziale romane sind gerade sehr gefragt. aber wer will schon etwas über arme leute lesen? nein, es sollte schon etwas spannenderes sein, also noch ein „E" dahinter und wir haben armee.
ja, armee: attacke, artillerie, adjutant, angriff, ansturm, anhöhe, ardennen, abwehr, anschlag, austerlitz, auschwitz au . . .

nein, ich bin nie militarist gewesen, dachte teobald.

man muß an das gute im menschen glauben. das ist die aufgabe des schriftstellers. aufgabe, auch ein wichtiges wort mit „A". jedoch es klingt zu sehr nach verlieren. nein, das positive muß betont werden, zum beispiel amerika. amerika: apachen, abraham lincoln, arkansas, alaska, amazonas, anaconda, abenteuer, auswanderer, arbeitslose, attentate, agenten, ausbeutung, allende, atombombe . . . angst.

teobald starrte unsicher auf das „A" in der linken oberen ecke des eingespannten weißen blattes.

„ludwig, das abendbrot ist fertig. komm bitte!" rief seine frau aus der küche.

abendbrot, auch ein sehr wichtiges wort mit „A", dachte teobald noch, als er der aufforderung nachkam, nicht ohne sich einige male nach dem einsam eingeklemmten „A" in seiner schreibmaschine umzusehen.



katharina kühl 3/76

Der grüne Streifen rechts am Horizont

Verbeulte Jeans?
Und Fransen auf den Schultern?
Das ist bestimmt der Vater,
der immer alles später merkt.

Haare sind schon wieder kürzer,
Bärte seltener,
Luxusgüter ziehen an,
statt Sperrmüll jetzt Antiquitäten!

Die Frauen? Weiblich!
Verführerisch für ihn wie einst,
figurumspielende Gewänder
demonstrier-ungeeignet.

Das Jahr der Frau ist eh vorbei.
Gleichberechtigung nur
eine abgegriffene Vokabel.
218, was war das noch mal?

'In einem modernen Staat
trägt die Gesetzgebung
dem sich wandelnden Bewußtsein
der Massen Rechnung.'

Wir haben die Radikalenerlasse
und die Zensur.
Wir haben alles,
auch staatlich radikalen Schutz

vor den gefährdenden Produkten
unzufriedener Quengler
und sonstigem Terror
von links.

Parteien kann man ohne Lupe
nicht mehr unterscheiden.
In Niedersachsen fehlten Lupen.
Vielleicht zu teuer?
Wie Kartoffeln für die Arbeitslosen?
Wer willig ist und zuverlässig,
der hat auch Arbeit!
Und einen neuen Wagen.

Das ewige Politisieren ist vorbei.
In Funk und Fernsehen
gibt es endlich Unterhaltung,
bei der man ruhig schlafen kann.

Die Presse lag schon immer richtig.
Kritik an denen da oben.
Und so Gott will,
ist bald schon oben unten.

Das Kabarett?
Und seine zornig-klugen Macher?
Das Kabarett ist tot,
wir können wieder hoffen!

ulrike kleinert

Von einem Vater

Der matsch an seinen stiefeln -
an einer hauswand schlägt er
ihn leise keuchend ab,
und seine groben schwielenhände

heben die mütze, die blaue,
mit schirm und cordel,
nach langem arbeitstag
lockern sie das haar,
die schwarzfettig glänzenden strähnen,
und der dampf von heißen würsten

wird feucht auf seinem kalten gesicht,
wie er sich übers essen beugt,
breitschultrig und schwer.

Die zeitung in der hand,
zucken seine augen, zornig
liest er von inflation
und arbeitslosenzahlen
laut vor sich hin,
legt zur sendezeit
des fernsehabenteuerfilms
die zeitung schnell zur seite
und rot im gesicht,

da zuckt und schreit und bebt er,
verlangt ruhe von hausfrau und kindern,
stillsein;
und als um ihn herum
alle ängstlich schweigen,
dreht er den fernsehton
ein wenig lauter,
nickt er

der frau zu
und sieht die kinder
leise und blaß sitzen . . .

da sinken seine arme
auf die sessellehnen,
da fällt der kopf vornüber:
er schläft ein.

Wie sie näher hinsehen,
die frau und auch die kinder,
da entdecken sie,
nach den überstundenwochen,
unter seinen augen
breite schwarze ränder,
und nachdenklich lauschen,
mit verschränkten armen,
sie seinem tiefen atem.

Edith Bruns

Aufruf

Majestäte Macht
Maschine Mechanik Computerkultur
beherrscht ersetzt Hirne und Herzen
vererzt Gefühle
senkt den Spiegel eures Denkens
die Bombe tickt

euer Denken hat Bomben
und Maschinen geboren
und uns den Maschinenmenschen
die Bombe tickt

ihr diktiert bestimmt uns Zwitter
zu sein
in eurer perfekten Ideen Kapital
Konsum Computerwelt
verödet Kindheit und Jugend
die Bombe tickt

eure Wortwerkstätten sind arbeitslos
ihnen fehlen Werkzeuge aus Gedanken
Gefühlen
Maschinen ersetzen Gespräche
Spiele

wir sind konfrontiert
ausgeliefert
dem Maschinen und Menschsein zugleich
Trailer in Paradoxien
die Bombe tickt
im Werke im Spielen im Lieben
in Tagen und Nächten

zwischen Bombenticken kann man nicht
atmen
furchtbares Leben

Wo bist du Mensch
steh auf
und wecke den Rest des Menschseins
stehe auf
sei mit uns im Manifest des Menschen
für die ganze Menschheit
im Aufstand
für die Auferstehung des Menschen
für die ganze Menschheit
im Aufstand
für die Auferstehung des Menschen
steh auf
wir rufen zum Ruin der Kriegs-
maschinen
Tod den Kriegen
Tod dem Bombenticken
steh auf
sei mit uns
wir rufen zum Leben
zur Wiedergeburt
der Schönheit des Menschen

Hans Wilhelm Sotrop

wer sind wir im bbk

150 bildende Künstler aus der Bundesrepublik und West-Berlin, Delegierte der Landesverbände im Berufsverband Bildender Künstler (BBK) trafen sich Ende April in Bremen zu einem Kurzkongress, der sich mit neuen künstlerischen Arbeitsfeldern befaßte. Gleichzeitig sollten sich die Künstler über das Bremer Modell von Kunst im öffentlichen Raum informieren.

Hans Wilhelm Sotrop, Maler und einer der Vorsitzenden des BBK in Bremen, wies in seiner Rede beim Senatsempfang der Delegierten im Rathaus auf die Situation der Bremer Künstler hin, die seit zwei Jahren mit dem neuen Modell konfrontiert sind:

„Jetzt stehen wir hier, ein Glas in der Hand, anerkannt vom Senator für Wissenschaft und Kunst, und auch der Präsident der Bremer Bürgerschaft hat einige von uns im Parlamentsgebäude ihre Arbeiten ausstellen lassen. Man könnte den Eindruck bekommen „Wir sind wieder wer".

Nur, wirtschaftlich geht es uns heute mindestens genau so schlecht wie zu der Zeit, als der Wandel beginnen sollte. Natürlich hat das neue Modell manches in der Bremer Kulturpolitik verbessert: Der Vorwurf der Mauschelei ist nicht mehr ernsthaft erhoben worden. Nutzer und gewählte Künstler sind in den Juries vertreten, die die einzelnen Kunstprojekte entscheiden. Und als man das Geld von den einzelnen Bauten löste, und es in einer Haushaltsstelle zusammenfaßte, ergab das für 1975 immerhin über 1 1/2 Millionen Mark für Kunst im öffentlichen Raum.

Dennoch können die freischaffenden Künstler in Bremen nicht existieren. Nicht etwa schlecht existieren, sondern überhaupt nicht existieren. Wie kommt das?

Wegen zu geringer Personalausstattung sah sich die kleine Arbeitsgruppe beim Senator für Wissenschaft und Kunst zum Beispiel nicht in der Lage, die Mittel, die für das Haushaltsjahr 1975 veranschlagt worden waren, vollständig zu verplanen und in demselben Jahr sinnvoll anzuwenden. So ist das Geld vorrangig in eine kleine Zahl grösserer Projekte gesteckt worden, die zum Teil in der Abwicklung bis weit in das Jahr 1976 hineinreichen. Das bedeutet: es konnten nur wenige Künstler Arbeit und Aufträge bekommen.

Im Jahre 1975 haben in Bremen nach den Akten des Beirats nur etwa 20 Bremer Künstler Aufträge erhalten. Jeder von ihnen wurde ungefähr 6 Wochen lang beschäftigt. Für 1976 sind mit etwa dem gleichen Ansatz der Mittel bisher ganze sieben neue Aufträge an Bremer Künstler verplant.

Da es in unserer Stadt so gut wie keinen Kunsthandel gibt, und der Verkauf vom Künstler an den Privatmann bekanntlich sehr, sehr spärlich läuft, sind Aufträge vom Staat praktisch die einzige reelle Einkommensquelle, die wir Künstler haben. Wenn also in den ersten zwei Jahren 30 Künstler einen Auftrag für Kunst im öffentlichen Raum erhielten, heißt das, daß 85% der Kollegen; die auf der Künstlerliste des Senators stehen, sich in dieser Zeit total die Nase gewischt haben.

Betrachten wir jetzt die übrigen 15%, die Glücklichen, welche Aufträge bekamen, die freien Künstler, die seit März 1974 ca. 6 Wochen lang zu tun hatten, so ergibt sich bei ihnen, anders gesagt, daß sie in 24 Monaten 22 1/2 Monate ohne solche angemessen honorierte Arbeit waren. Und wenn ich hier von Arbeit rede, dann meine ich nicht einfach Beschäftigung, sondern Arbeit, die anständig bezahlt wird.

Ein sehr wohlmeinender und für die Belange der freischaffenden Künstler wirklich engagierter Mann (Gehaltsgruppe A 15) wies mich neulich darauf hin, daß der Künstler in unserer Gesellschaft das beachtliche Privileg genösse, keine entfremdete Arbeit tun zu müssen. Wenn nun diese privilegierten Künstler 95% ihrer Zeit praktisch arbeitslos sind, und das ohne Arbeitslosenunterstützung, dann schlägt dieser angebliche Vorteil doch um in einen Witz und sogar in einen sehr makabren.

Man wird mir möglicherweise entgegenhalten, mit dem Gar-Nichts-Haben stimme es ja nicht, denn es gäbe ja noch die andere große Attraktion des Bremer Modells, die Graphothek. Und diese kauft ja schließlich Kunst an. Sie nimmt sie nicht nur in Kommission, wie angeblich ähnliche Einrichtungen in anderen Städten es tun. Jawohl, die Graphothek kauft vierteljährlich für 25% ihrer Mittel Grafik von Bremer Künstlern. Da sind dann pro Nase durchschnittlich alle drei Monate etwa 500,– Mark zu verdienen. Diese Summe von DM 500,– macht ziemlich genau den Betrag aus, den jeder Künstler zwölfmal im Jahr hin-



blättern muß, allein um die Miete für die Wohnung und das Atelier zu bezahlen.

Sie alle hier kennen doch die deprimierenden Zahlen des Künstlerreports. Diese Daten, die damals bei ihrem Erscheinen schon eine Reihe von Verantwortlichen aufgerüttelt hatten, sind inzwischen über zwei Jahre alt. Und in diesen zwei Jahren sind die festen Kosten für Mieten, Strom und Krankenkasse, die zu jedem Monatsende mit automatischer Regelmäßigkeit auf einen zukommen, um 100 Prozent gestiegen. Die Lage ist heute doppelt so schlimm!

Man hat uns, den Selbständigen, vor dem Jahr 1975 bei der Rentenreform empfohlen, die große Chance zu nutzen. Wir sollten für unsere Altersversorgung eine Pflichtversicherung bei der Bundesversicherungsanstalt abschließen. Wissen Sie überhaupt, meine Damen und Herren, was das für uns Künstler heißen kann? Daß wir von DM 8.000,–, die wir im Jahr eingenommen haben, DM 1.200,– für diese Kasse abzweigen müssen.

Das ist einfach unzumutbar, so kann man nicht leben. Vor allem, wenn wir Künstler von diesen Einnahmen für Frau und Kind sorgen müssen.

Wenn man den Kulturbeamten oder den entsprechenden Abgeordneten die Lage der selbständigen Künstler schildert, heißt es oft: „Ja, ja, wir sehen das ja auch". Nur wenig später fordern dann ebendieselben Leute, die Künstler müßten viel mehr Eigeninitiative aufbringen. Was ja wohl heißt: Sie sollten doch noch mehr umsonst arbeiten. Also, entweder haben die politisch Verantwortlichen nicht zugehört, oder die Schwierigkeiten einer selbständigen Künstlerexistenz übersteigen ihr Vorstellungsvermögen.

Ich zitiere hier den BBK Berlin, der an die Parteien im Berliner Abgeordnetenhaus schrieb: „Selbsthilfe kann nur der leisten, der dazu sozial in der Lage ist." Und das ist hier in Bremen der selbständige Künstler schon längst nicht mehr.

Künstlerförderung hat bei uns einen schlechten Namen, als sei sie etwas Unanständiges. Woher kommt das? – Wohl daher, daß der Haushaltsansatz für Künstlerförderung in dieser Stadt so gering ist, daß ein einziger Künstler die gesamten Mittel allein verbrauchen könnte, ohne dabei auch nur das deutsche Durchschnittsarbeitnehmereinkommen zu erreichen. Es sind für ganz Bremen genau DM 2.500,– pro Monat.

Seit das Modell Kunst im öffentlichen Raum existiert, hat es in Bremen ganze drei unbeschränkte Wettbewerbe gegeben. Einer davon war offen für die ganze Bundesrepublik, einer für Norddeutschland und ein einziger war nur für Bremer. Dieser hatte einen Umfang von DM 30.000,–.

So also sieht es aus, wenn man in diesem kleinen Bundesland vermeiden will, daß man im Provinzialismus versackt. Ich sage Ihnen dagegen ganz offen: Die Gefahr ist wirklich groß, daß sich die Künstler in unserer kleinen Provinz sagen: „Wir machen nicht mehr mit!" Nicht, daß sie nicht wollten. Sie können einfach nicht mehr! Unzumutbar ist es und eine Schande für diese Gesellschaft, wie sie ihre Künstler hängen läßt. Wir, die Künstler sind es ja, die zur Verfügung stehen, den unwirtlichen Städten wieder das zu geben, wessen sie so dringend bedürfen: etwas mehr Schönheit und etwas mehr Menschlichkeit."

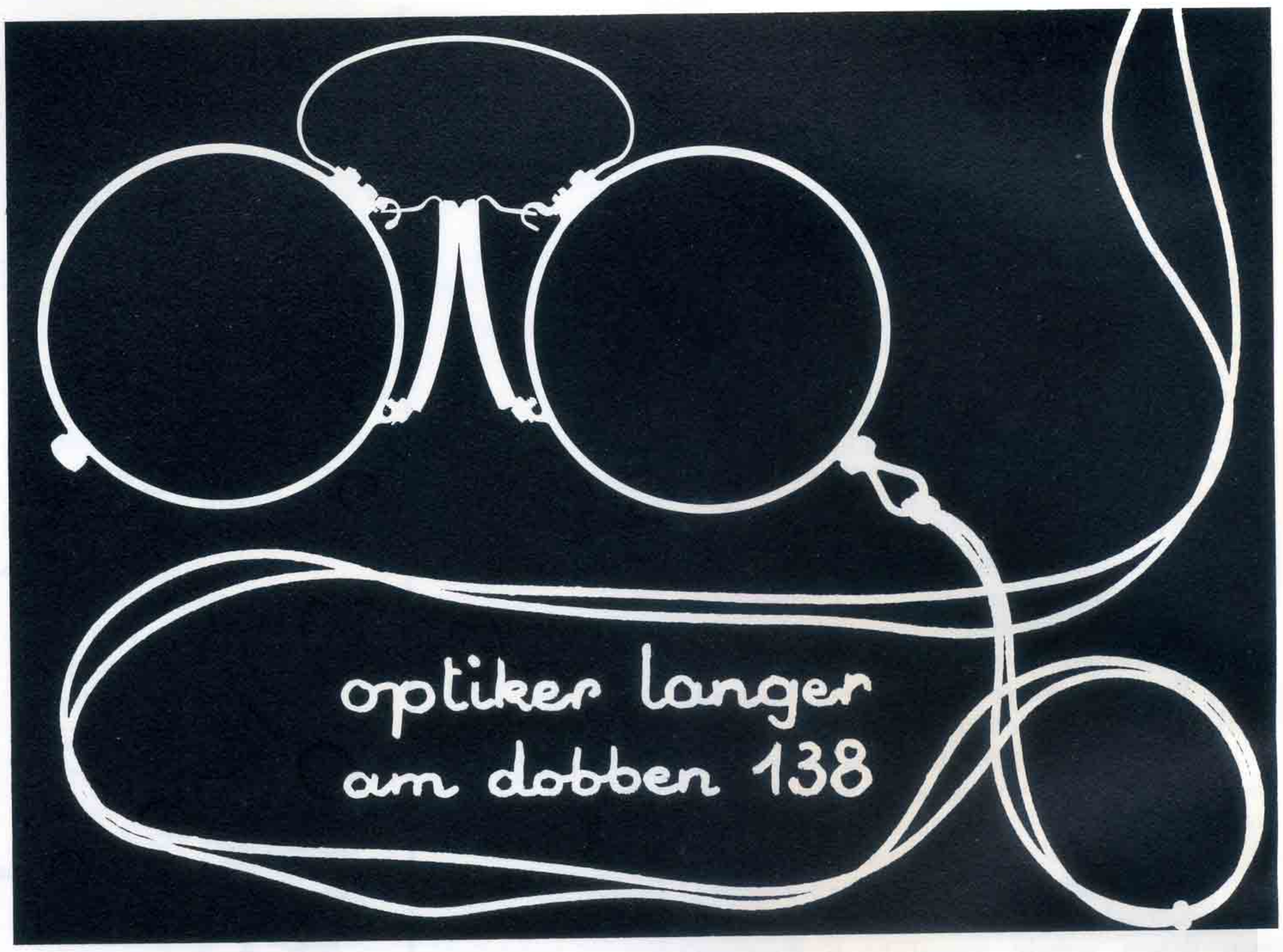
Die Bauerntenne im Schnoor

Bremens Spezialgeschäft für rustikale Antiquitäten

Schränke, Sekretäre,
Truhen in Eiche und Weichholz, auch Ankauf.
Möbelrestauration in eigener Werkstatt.
Aufarbeitung nach traditioneller Art und Feinheit.
U. a. Intarsien, Stukkatur.
Beratung bei Um- und Ausbau von Bauernhäusern.

Doris Hofmann

Hinter der Holzpforte 1 (Schnoorviertel) 2800 Bremen
Tel.: 0421/32 63 16 - Privat 04206/6 02



EINRICHTUNGSSTUDIO

möbel · wohntextilien
lampen innenarchitektur
planung · objekte

WILHELM FUCHS

2800 bremen 1 · bischofsnadel 6

Ingo Golembiewski

Unter uns

Ich?
Natürlich ich. Wer sonst.

Hamsterlauf durch das Leben, der Kreis, der stumpf macht, Leben in der Wabe, im Betonbehälter, strampeln im Käfig.

Es gibt nurmehr mich. Die andern sind fort. Selbst die Fliegen sind draußen. Die Mauern verschwinden. Es wird dunkel.
Ich.

Grau werden zwischen grauen Gesichtern, tödliche Ähnlichkeiten, die gleiche Bewegung.
Du?

Keiner spricht. Seit hundertachtundsechzig Tagen spricht keiner mehr. Die Schritte sind stumm. Nur selten bewege ich mich.
Das Ende das Ziel.

Fünf Schritte mal dreieinhalb messen den Raum, kreuzen ihn. Neben dem Becken stapeln sich Dosen, leer. Hinter dem Stuhl stehen volle.

Hier stehe ich. Das Blut ist noch laut. Der Puls geht zu heftig. Es ist noch zu hell. Ich sehe den Atem kreisen. Ich brauche Ruhe.
Die Zeit anhalten.

Weshalb vergass ich die Farbe, das Fenster zu schwärzen. Wenn Mond ist, wandern die Schatten der Zweige des Baumes.

Die Schatten kommen herein. Sie wollen spielen. Ich brauche Farbe gegen das Licht. Dabei ist die Luke schon klein. Fünfzig Zentimeter mal zwanzig. Schatten sind Finger. Mich faßt nichts an. Ich will nicht. Den Rücken gegen die Luke und Ruhe. Bald kommt eine Wolke. Und geht wieder? Tags schlafe ich wegen des Lichts. Nachts warte ich.
Eile?

Erst stehen, dann sitzen, dann hocken. Ich warte, daß ich Kugel werde, rund, glatt, ein schwarzer Stein. Menschen sollten so sein. Ich will es werden. Vollkommen. Mensch.
Allein. Ich warte.

Einhundertachtundsechzig Tage, viertausendzweiunddreißig Stunden gewartet.

Die Zeit muß reichen. Fünf Jahre hab ich das Zimmer für mich. Das Haus ist verschlossen, das Wasser bezahlt. Strom ist gesperrt, der Hausherr in Afrika, auf fünf Jahre zumindest. Und niemand weiß, daß ich hier bin. Es muß reichen. Fünf Jahre. Fast vierundvierzigtausend Stunden. Doch stören die Schatten. Augen zu. Irgendwo knistert ein Balken im Haus. Ein Neubau wäre besser gewesen, unbewegter, wenn unbewohnt. Doch unbewohnte Neubauten heute? Und welcher Neubau hat den Filter eines Parks um sich, einen Schalldämpfer aus Erde und Bäumen? Ich muß es hier schaffen.
Angst?
Ich muß mich konzentrieren. Ich. Es gibt nurmehr mich.

Die Wiederholungen verraten Unsicherheit. Bald ist es soweit. Dann . . .
Schwarze Kugel, perfekt.
Das Holz knarrt.

In die Hocke, die Hände neben die Füße. Der Nagel des Zeigefingers kratzt die Diele, prüft. Ein Splitter im Holz?
Ich.

Der Hauswirt könnte zurückkehren, Nichts kann mich stören. Ich.

Und die anderen? Alle meine anderen? Kopf auf die Knie. Atem reduzieren. Fort, alles ist fort, ausgeschlossen. Schweigen.
Ball.

Es könnte irgendjemand kommen, die Polizei zum Beispiel.

Es gibt nur mich. Es gibt nurmehr eine schwarze Kugel. Ich.

Fünfundsiebzig Kilo Mensch in dreiunddreißig Kubikmetern Raum. Ein Dotter in einem Ei, nur nicht rund. Verkrampfte Glieder versuchen sich an einer Kugel. Geballte Gedanken versuchen sich an einer Welt. Vogel Strauß.
Eine Höhle für den Kopf.

Schweigen jetzt. Ich höre nichts. Das Schweigen ist weiß. Auch das Dunkel hinter den Lidern. Alles steht. Stille. Werden sie Einlaß trommeln?

Das All ist ein Ball. Der Mensch ist das All. Atom ist ein Kosmos.

Es klopft. Pocht da ein Herz? Mein Blut. Ein Gast? Ein Holzwurm. Oder klopft mein Finger gegen die Diele? Ist da wer? Da darf niemand sein, kann niemand sein. Ich habe alles verschlossen. Und Tiere gibt es nicht im Haus. Ich habe Gift gestreut gegen Mäuse. Ich habe die Leiter nach oben gezogen. Ich habe die Falltür verschlossen, darauf steht ein Schrank. Es kann nicht klopfen. Mein Herz? Es muß ein Holzwurm sein. Es trommelt? Es kann niemand sein. Es gibt nur mich. Ein Freund? Die Schatten spielen wieder. Ich bin unsicher.
Kugel sein. Matt.

Gerd-Peter Eigner

Bornova'da

Ja Birsen
mit dem Auto
drei Tage
nach Deutschland

das Land ist grün
und wir haben
viel Geld

Jungen tragen Bärte
und lange Haare
bei uns

Ja Birsen
es ist kalt bei uns
und wir essen
vom Schwein

jeder hat Fernsehen
und wir sprechen
nicht viel

wir trinken kein Wasser
man kann es
nicht trinken

Ja Birsen
wir schicken die Alten
in große Häuser
für Alte

ein Transistorgerät
kostet vier Brote
bei uns

Ja Birsen
bei uns
zahlt man Eintritt
am Strand

Ja Birsen
mit dem Auto
drei Tage
nach Deutschland

Gerd-Peter Eigner

Bewegte Umgebung

Daß sie nicht freiwillig
hier sind
merkt man ihnen an

auf die Gesichter Photographien
von Geburtstagsfeiern geklebt
in den Händen
stumpfe Messer und Puppen

die an langen Stricken
um den Hals gebundenen Steine
rollen unaufhaltsam
vor ihnen her

zur Unterscheidung untereinander
haben sie Hüte gebastelt
aus bedrucktem Papier

manchmal überholen sie auch geschickt
die walzenden Blöcke

purzeln und tanzen
wie Kinder von Mönchen
und blühendem Mohn

da wähnt sich
freihändiges Gleichgewicht frei

und seitwärts stieben selbst
die anhänglichsten Hunde

wer dann auch noch stolpert
wird rettungslos
von den verschwisterten Steinen erfaßt

Feuerwerkskörper entzünden
die Bilder auf den Gesichtern

so werden mit sanften Matten
aus pochender Haut
die Wege geebnet

und das folgende Lachen und Weinen
bläst bunte Luftballons auf

über sie weg aber
richten sich ein im Gefälle
die Nachfolgenden
gegen eigne Geburt

Detlev Michelers

Laßt fliegende Fetzen um mich sein!

(Unbekannter CDU-Abgeordneter)

Aufrechte Demokraten haben ein Zeichen gesetzt.

Fast aus einem inneren Zwang heraus hat der komplette Bremer Senat beschlossen, Staecks Plakat-Reste zu retten, und sie in der Bremer Vertretung in Bonn auszustellen.

Bei allem Verständnis für dieses spontane Verhalten, muß ich trotzdem gewisse Vorbehalte machen. Denn hier wird über den Kopf der Bremer CDU-Opposition hinweg eine Politik betrieben, die diese Aufrechten bestimmt nicht in unsere Arme treibt. Wer von den Damen und Herren hat denn schon die Zeit um nach Bonn zu fahren, nur um ein paar Plakate zu zerfetzen oder auf dem Boden der Tatsachen herumzustampfen?

Ich hätte es für wesentlich klüger und staatserhaltender gehalten, wenn die Ausstellung nach Bremen geholt worden wäre. Immerhin bietet sich dafür eine gute Gelegenheit, da Anfang Mai eine Gedächtnisausstellung für Konrad Adenauer in der Unteren Rathaushalle läuft. Wenn man diese Bilder und Fotos ein wenig zusammenrücken würde, müßte sich eigentlich genug Platz ergeben, um die Staeck - Plakate auch noch unterzubringen. Vor allen Dingen wäre damit allen geholfen. Die CDU - Parlamentarier, für die der Besuch Adenauerscher Exponate wohl eine Pflichtübung sein dürfte, bekämen so den Staeck noch frei Haus geliefert.

Um den oppositionellen Besuchern jedoch die notwendige Argumentationshilfe an die Hand zu geben, sollte die Volkshochschule in Verbindung mit einer Judo- oder Karate-Schule ein paar Extra - Kurse einrichten. Ich denke dabei an einen Themenkomplex, in dem Theorie und Praxis als Verbund angeboten werden. Als Vorträge bieten sich an: „Die Kunst des Scherenschnittes vermittels eines zufällig eingesteckten Schlachtermessers" oder „Die Androhung physischer Gewalt, die freilich nicht so gemeint war". Der praktische Teil ergibt sich aus der Art der Kurse und sollte mit Proben in der Bremer Kunsthalle verbunden sein.

Sodann sollte sich die Bremer Stadtgemeinde nicht lumpen lassen und jedem Interessierten ein paar Päckchen Zündelhölzer mit Bremen - Wappen schenken.

Denn schließlich sagte bereits C.R. in ihrem Schrifttums-Almanach ‚Denke und Darbe': „Bücher anstecken ist einfacher, als sie zu lesen."

Hans-Jürgen Paape

Begriffsverwirrung oder hat in Worpswede die CDU zu Kunst erklärt, was für sie in Bonn politische Pornographie war?

Ein Kommentar

„Dabeisein" ist alles, unter diesem Motto kündigten die Worpsweder Jungsozialisten für Sonntag den 11. April 1976 nachmittags im gemeindeeigenen „Philine-Vogeler-Haus" einen „Klön-Tee um 5" Uhr mit einer Ausstellung von Werken des Heidelberger Plakatkünstlers Klaus Staeck an. Aus der Ausstellung freilich wurde nichts. Gemeindedirektor Karl Mügge hegte Sorge um Sicherheit und Ordnung im Künstlerdorf und bat mit Schreiben vom 9.4. 1976 „lediglich die Veranstaltung durchzuführen, für die Genehmigung beantragt und erteilt" worden war. Diese Sorge schien nicht grundlos. Besucher, die die Ausstellung hatten sehen wollen, mußten das Philine-Vogeler-Haus über einen Teppich weißen Pulvers betreten. Erregte CDU-Anhänger hatten vor dem Eingang einen Feuerlöscher entleert. Wie der Gemeindedirektor gegenüber den Veranstaltern betonte, war er in den Tagen vorher massivem Druck von Seiten der CDU ausgesetzt, „und nicht nur aus dem zweiten Glied".

Man trank also Tee, wartete aber auch nicht ab. Man diskutierte ein Thema, über das man ursprünglich nicht hatte reden wollen: Das Verbot einer politischen Veranstaltung. Was im Januar geduldet war, erschien den Worpsweder Dorf-Gewaltigen nach den Vorfällen in Bonn nun nicht mehr genehmigungswürdig. Dort hatten CDU-Bundestagsabgeordnete die Eröffnung einer Ausstellung in Räumen der Parlamentarischen Gesellschaft vereitelt, indem sie Ausstellungsstücke von den Wänden rissen und zerstörten. Wie sein Vorgänger John Heartfield in den zwanziger Jahren, war der einstmals gelernte Advokat Klaus Staeck noch nie ein bequemer Mann. Seit seinen ironischen Beiträgen zum Nürnberger Dürerjahr — das Plakat zeigte das Porträt der Mutter Albrecht Dürers mit der Frage: „Würden Sie dieser Frau ein Zimmer vermieten?" — sind ihm einstweilige Verfügungen nicht mehr lediglich Stoff wissenschaftlicher Betrachtungen.

Und schon das Anbringen politischer Plakate ist im Lande der Niedersachsen von der Genehmigung des Trägers der sogenannten Straßenbaulast — in diesem Falle der Gemeindeverwaltung Worpswede — abhängig. Wenn nun also eine politische Partei, und die Sozialdemokraten sind eine solche, auf eine Veranstaltung hinweisen will, muß sie im Falle Worpswede beim von der CDU mit 61% Mehrheit gewählten Gemeindedirektor um Genehmigung nachsuchen. Gefällt dem das Thema nicht, wird er sie verweigern. So geschehen in Worpswede mit Schreiben vom 9.4.1976.

Und es geschah weiteres: Nicht nur die „Plakataktion" erschien suspekt, sondern die Veranstaltung schlechthin. Das „Philine-Vogeler-Haus" gehörte früher der Ludwig-Roselius G.m.b.H., diese veräußerte es an die Gemeinde Worpswede mit Auflagen, unter anderem, daß dort keine Kunstausstellungen gezeigt werden dürften. Man erklärte Staecks Plakate flugs zu Kunstwerken, die zu zeigen vom Wohlwollen der Bremer Böttcherstraßen G.m.b.H. abhängig wären. Die wiederum ist nie im Besitz der Worpsweder Liegenschaft gewesen.

Verwirrspiel ohne Ende.
Untere CDU-Parteigliederungen erklären zu Kunst, was Wochen vorher von ihren Oberen in Bonn als politische Pornographie von den Wänden gerissen wurde.

Die Worpsweder Jungsozialisten nahmen ihre Ankündigungsplakate wieder ab und zeigten Staecks Elaborate an jenem Sonntag nicht. Der Gemeindedirektor, gefragt nach den Gründen seines Einschreitens, verschanzt sich hinter Formalitäten. Wenn er rechtzeitig gefragt worden wäre, hätte die Veranstaltung durchaus stattfinden können, denn „politische Veranstaltungen sehe ich wertfrei, es gehört zu unseren Freiheiten sich politisch zu äußern. Ich werde diese Veranstaltungen nicht zensieren können und auch nicht zensieren wollen". Die „privatrechtliche Vereinbarung" beim Ankauf des Philine-Vogeler-Hauses „steht hier" plötzlich „nicht im Vordergrund".

Wenn man den Worpsweder Dorfoberen Glauben schenken darf, ist an jenem Sonntag eigentlich nichts weiter geschehen, als daß einige junge Leute, die zufällig der SPD angehören,etwas veranstalten wollten, aber beim Genehmigungsverfahren nicht den nun einmal notwendigen Dienstweg eingehalten haben. „Ob es sich um Kunst handelt, kann und will" der Gemeindedirektor auf einmal „nicht" mehr „beurteilen" können. Der Worpsweder SPD-Vorsitzende Hermann Pelke sieht in dem Verbot einen unzulässigen Eingriff in künstlerische Freiheiten und den Versuch auf die Meinungsbildung einer politischen Partei Einfluß zu nehmen. Der Worpsweder Bürgermeister und CDU-Vorsitzende Albert Reiners, Kreistagsabgeordneter, Kreisbrandmeister und Träger des Bundesverdienstkreuzes, will von dem ganzen Vorgang überhaupt erst aus der Zeitung erfahren haben.

Wer in obigem Falle hier Pressionen auf wen ausgeübt hat, ist im Nachhinein nicht mehr zu ermitteln. Sollte es gar, wie hinter vorgehaltener Hand von bösen Zungen im Dorf zu hören ist, die Frau des Bürgermeisters höchstselbst gewesen sein? Der Gemeindedirektor ist gewiß nicht zu beneiden, egal wie er sich entschieden hätte, pro oder contra, Schelte bezieht er in jedem Falle.

„Kultur und Gesellschaft"

Das März-Heft der Monatsschrift des Demokratischen Kulturbundes ist erschienen. Es bringt große Deutsche, die im Laufe von zwei Jahrhunderten von Berufsverboten betroffen wurden. Ferner eine interessante Besprechung des neuen Buches der sowjetischen Literaturwissenschaftlerin Irena Mletschina „Die Literatur und die Konsumgesellschaft" über Romane namhafter Schriftsteller der Bundesrepublik. Godehard Schramm schreibt über das Selbstverständnis des Schriftstellers und Jürgen Peter Stössel antwortet ihm.

Die Zeitschrift kann bestellt werden bei Dr. Peter Schütt, Eppendorfer Landstraße 102. 2 Hamburg 20



Helmut Hornig

Was nicht sein darf . . .
Darüber spricht man nicht!

diejenigen, die schon immer lauthals nach mehr gemeinsamkeit, nach mehr kontakten, nach mehr zusammenarbeit, nach mehr menschlichen beziehungen, nach mehr transparenz des zweiten deutschen staates riefen, glänzten durch abwesenheit und schweigen.

trotzdem: interessenten hatten die gelegenheit, sich in bremen im konsul-hackfeld-haus vom 3.4. bis 11.4. über literatur und verlage aus der ddr zu informieren.

umlagerte stände und ein großes informationsbedürfnis sind auf ddr-ausstellungen — sei es während der teilnahme an der frankfurter buchmesse, bei literaturvorstellungen in anderen bundesdeutschen groß- oder universitätsstädten oder auf internationalen messen und fachausstellungen — immer wieder ausdruck regen interesses an der entwicklung der ddr-literatur. auch aus diesem grunde hatte sich der volkseigene außenhandelsbetrieb der ddr „buchexport leipzig" dazu entschlossen, in bremen eine repräsentative buchausstellung durchzuführen. doch die vielgerühmte bremer gastfreundschaft und weltoffenheit kam hier anscheinend nicht so richtig zum tragen. man ließ den gast einfach „links" liegen.

diese ausstellung hätte es jedoch verdient gehabt, von einem größeren publikum besucht zu werden. und so manchem „meinungsmacher" unserer presse hätte es nicht geschadet, sich bei der eröffnung (eingeladen war die presse) eine „meinung" zu machen. wie gesagt: . . . glänzten durch abwesenheit und schweigen! etwa 1.500 titel aus über 70 ddr-verlagen und eine interessante auswahl der verschiedensten zeitschriften boten einen informativen einblick in die neue und neueste verlagsproduktion des anderen deutschen staates. und diesen leistungen will ich mich jetzt auch zuwenden und das, was sich der ausstellungsort bremen „geleistet" hat, forthin mit gleichem — nämlich schweigen — honorieren.

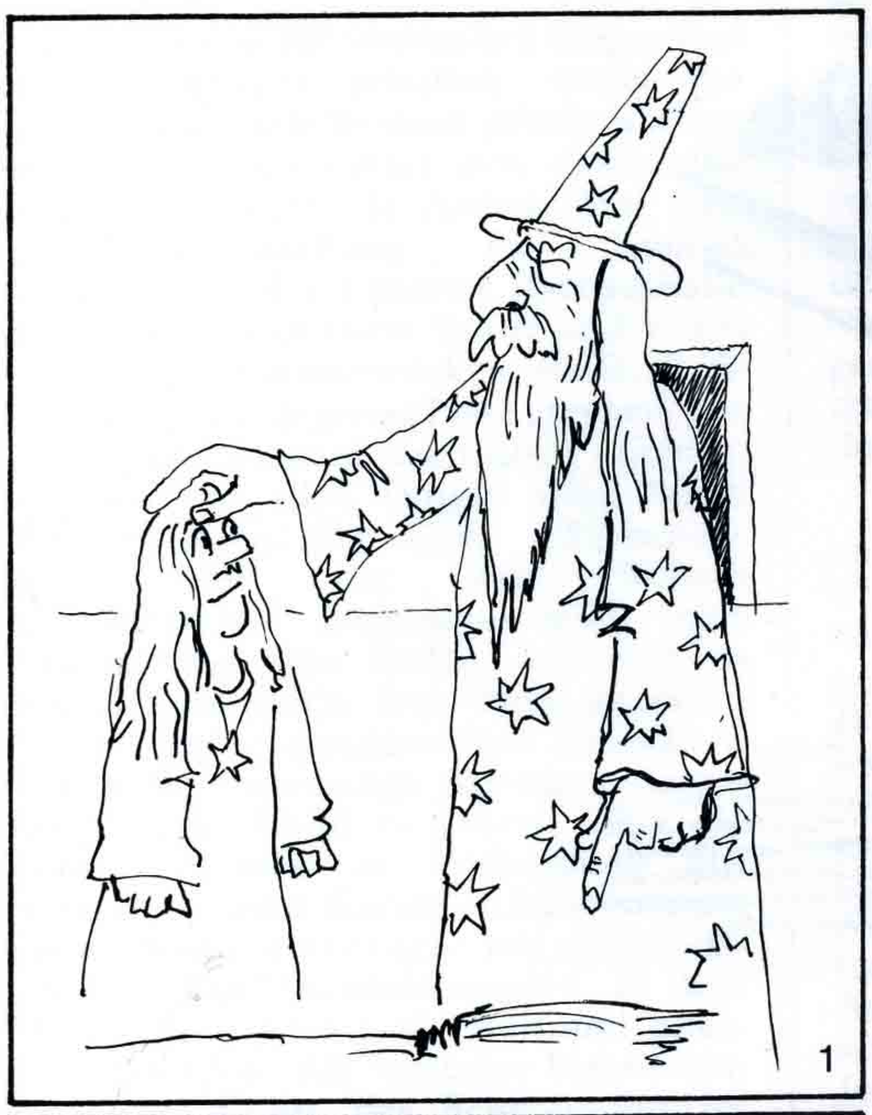
im jahre 75 erschienen in den über 80 verlagen der ddr etwa 6.000 titel mit einer gesamtauflage von knapp 130 millionen exemplaren. die anzahl der aus über 40 sprachen übersetzten titel betrug 924 — das sind 15,5% aller erschienenen bücher. einen beachtlichen anteil an der produktion hat die belletristik mit 31,4%, gesellschaftswissenschaftliche literatur 28,2%, technische, naturwissenschaftliche editionen und veröffentlichungen zu literatur- und kunstwissenschaften folgen. dazu kommen noch über 500 zeitschriften mit einer jahresauflage von insgesamt mehr als 435 millionen exemplaren. durch eine umfangreiche lizensnahme sowie den import von verlagserzeugnissen wird die internationalität des ddr-buchangebotes noch wesentlich bereichert. so werden z.b. in der ddr mehr westdeutsche verlagstitel in lizenz herausgegeben, als umgekehrt! ein schlag ins gesicht für diejenigen bei uns, die ständig lauthals nach mehr „austausch von meinungen und informationen" in richtung osten rufen.

die ausstellung von „buchexport leipzig" in bremen war zu umfangreich, als daß hier der platz wäre, die ausgestellten titel und publikationen ausführlich zu berücksichtigen, und nicht etwa deshalb, weil es da nichts berichtenswertes gegeben hätte, sondern weil einfach die inhaltliche und gestalterische vielfalt dieser bücherschau zu groß war.

zu groß für bremen. denn anders kann ich mir das kleine interesse nicht erklären!

Jörn Peter Dirx

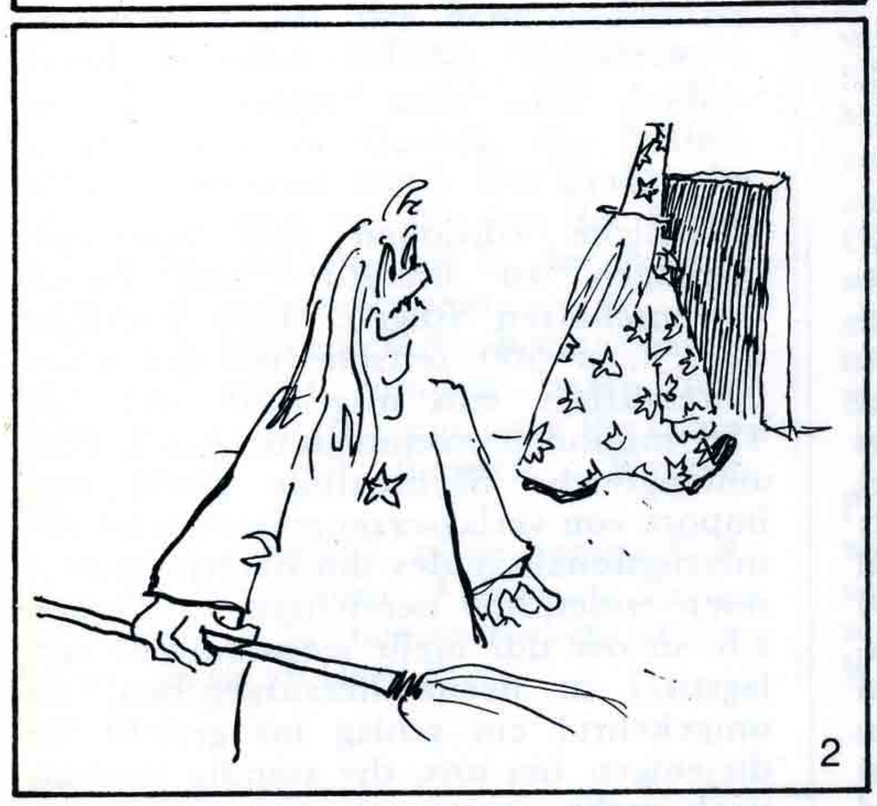
Zauberlehrling

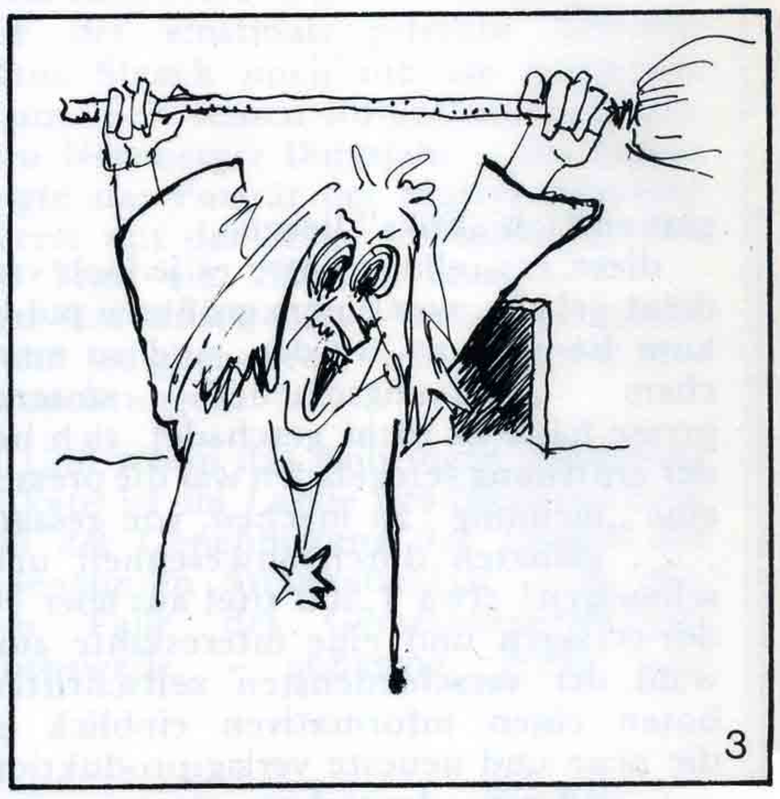


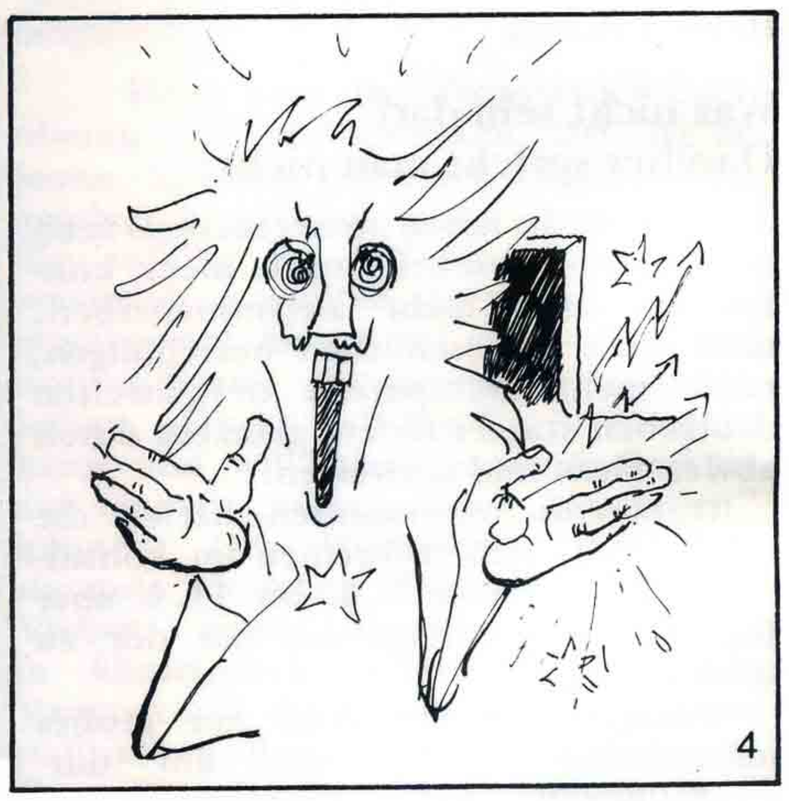
Werner Sünkenberg

vergessen was gesagt wurde.
vergessen was gesagt wird.

was hast du gerade gesagt
hast du was gesagt
hast du auch was gesagt
warum hast du auch nichts gesagt
sag
alle die was gesagt haben sagen daß sie was gesagt haben
sag
alle sagen daß du das gesagt hast
wir müssen alle was sagen
wir dürfen alle was sagen
wir dürfen alles sagen
wir du ich
dürfen wir alle alles sagen
sag
dürfen alle alles sagen
so etwas sagt man nicht
es ist unklug das zu sagen
du mußt selbst verantworten was du sagst
ich habe das nicht gesagt







Bücher, Broschüren, Mappen

Folgende Titel stammen von Mitgliedern unseres Vereins und können über uns bezogen werden:

'Mappe 1', din a 3, Auflage 50 Ex., signiert .und numeriert, mit 5 Grafiken von J.P. Dirx, Texten von D. Michelers, 13 Seiten Gesamtumfang. Die beiden Künstler beweisen anhand der Mappe, daß Goethe angeblich niemals in Italien war. Preis DM 100,—.

'Dieses Land oder ein anderes', Lyrik von Marietta Remp, 44 Seiten, DM 7,—.

'Das wirklich Neue Testament', ein Vier-Farb-Comix über den Werdegang von Jesus, von Heiner H. Hoier und D. Michelers, Format 28 x 28 cm, DM 10,—.

'gung ho!', eine amerikanische Comix-Sammlung mitübersetzt und grafisch gestaltet von P. Claassen und D. Michelers, DM 7,—.

werner sünkenberg

man, mama

mama, ich will kein polizist werden.
mama, ich will auch nicht polizist spielen.

mama, ich glaube, polizisten sind gar nicht so lieb wie sie tun. wenn ein polizist eine alte oma über die straße bringt, dann denkt er bestimmt, blöde alte oma, wenn nicht so viele leute hier wären, dann hätte ich dich nicht über die straße gebracht. mama, ich glaube, polizisten klauen auch. polizisten fahren auch bestimmt betrunken mit ihrem fahrrad oder auto nach hause, wenn sie feierabend haben. mama, darf ich von einem polizisten bonbons annehmen? ich möchte nie mit einem polizisten allein in einem polizeihaus sein.
mama, ich glaube, polizisten reißen papa bestimmt die fingernägel ab. vielleicht schließen sie papa auch an eine steckdose an. du, mama, wenn die das mit papa machen, dann gehe ich auf eine ganz hohe brücke und warte, bis ein polizist vorbeikommt, dann tu ich so, als wenn ich weine und zeige dabei nach unten. wenn der polizist dann auch runter guckt, mama, dann stoße ich ihn über das geländer von der brücke.
mama, du darfst nicht mehr weinen!

werner sünkenberg

text in langsamer und leiser art

— sein sie doch vernünftig, sie, überlegen sie doch mal, wenn sie ruhig sind, kommen sie viel weiter. man kann nicht alles haben, aber wenn man bei jeder kleinigkeit aufmuckt, kann man alles verlieren, das sehen sie doch ein.
das, was man hat, hat man, man muß auch mit dem was man hat, zufrieden sein.
verbessern, verbessern, die heutige zeit kennt kein abwarten.
ich werde nicht wie die anderen idioten auf die straße gehen.
ich bin doch nicht verrückt. die sollen neuerdings bei demonstrationen fotografieren, man solls nicht übertreiben.
bei meiner stellung, und meiner verantwortung der familie gegenüber!
nein, nein, - ich bleibe vernünftig

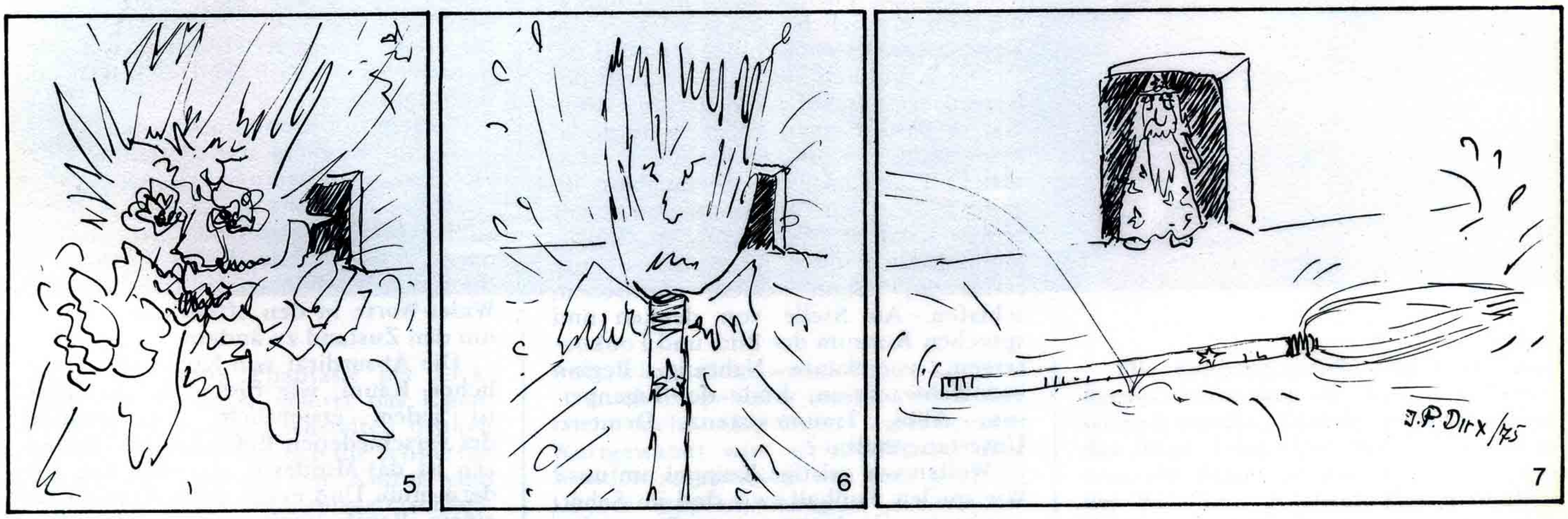
text

— er ist zu bedauern
— er glaubt, daß sich alles von allein verändert
— er glaubt, er kann nichts verändern
— er glaubt, er darf nichts verändern
— er glaubt, er glaubt, er glaubt und glaubt.

Helmut Hornig

Frühlings-Gefühle

stoßseufzer
die fensterscheiben quadratisch beschlagen
draußen singt ein vogel noch immer nicht
der kleine
das treppenhauslicht
es brennt auch nachts wenn keiner mehr klingelt
die uhr tickt weiter
umgeben von tapetenmustern
die nur begrenzt zu deuten sind
zu exakt gedruckt die frauenbrüste
eingerahmt von kitschig-blauem Himmel
zieren wand für wand
der hahn tropft
schreie werden abgedreht
der wind macht sich bemerkbar
es knackt bereits zum zweiten mal im erdgeschoß
das blut fließt viel zu rasch
die weißen tabletten waren nicht immer rezeptpflichtig
heute rief mich einer an
er meinte ich sei nicht der der ich sei
nun ist der regen vorbei
trocken antwortete ich ihm
daß man sich ruhig mal irren könne
man sei eben mensch
sowas käme schon mal vor
er hat noch nicht einmal geantwortet
früher beim duschen fällt mir ein
früher sang ich ganz laut die neuesten hits
heute morgen machte ich meinen spaziergang
durch den viel zu großen Park
ich kann mich nicht erinnern daß jemand mit mir schwieg
man sollte das laufen im stehen lernen
auf einem plakat steht
daß man sich jetzt noch billiger besser erholen kann
ich kaufe mir für sechzig pfennige ein eis
früher
meinte ein rentner zu mir
früher sei das eis nicht so bunt gewesen
ich habe ihn angelacht



Lofoten-Traum, Graphikmappe von Nico Timm. Preis DM 120.—

z.B. Chile, Literatur und internationale Solidarität, herausgegeben von Helmut Hornig. 85 Seiten, Preis DM 10.—

'Wie ein junger Baum verkümmert im Dickicht des Waldes' Lyrik von Marietta Remp, 46 Seiten, DM 10,50.

'Schwarze Asche meiner Lieder', Lyrik von Marietta Remp, 32 Seiten, 100 Ex., signiert und numeriert, DM 10,30.

'Love Story's, 11 böse Cartoongeschichten über die Liebe, von H.H. Hoier mit einem Vorwort von D. Michelers, DM 3,80.

'AF-Comix' Nr. 0,1,2/3, eine deutsche Comix-Zeitschrift, din a 5 Format, Herausgeber und Mitarbeit D. Michelers, pro Heft DM 1,80.

6 Broschüren mit Lyrik und Prosa von H. Hornig, jedes Heft 2,—.

Poster zum Radikalenerlass und Berufsverbot Preis DM 3,—.

Ingo Golembiewski

WORT WIDERWORT

Der italienische Dichter Cesare Pavese hat seine Jugend in einem piemontesischen Dorf, in Bocca di Leone gelebt. Das Dorf liegt in einer engen Schlucht, ist feucht und dunkel, es gibt Skorpione dort. Der Name bedeutet Rachen des Löwen. Für die Bewohner ist das Land außerhalb ihrer Sichtweite la terra dei banditi, das Land der Banditen. Pavese mußte früh erfahren, daß auch die Poesie für seine Nachbarn terra dei banditi, unbekanntes Land, zu meiden war. Sicher für die Bauern dort ist nur, was man längs kennt, womit man umgeht, was man fassen kann.

Die Reaktion der Bauern im Rachen des Löwen entspricht der hiesigen Denkart. Nur würde man heute hier eher formulieren: Poesie ist Terroristenterritorium. Ein spanisches Lied, gesungen von Paco Ibanez im Exil in Frankreich, sagt zur Wirklichkeit der Dichtung: Poesie ist eine Waffe, geladen mit Zukunft. Land der Banditen, unbekannt und gefürchtet, auch gehasst. Land der Partisanen selbst hier, bespitzelt, verraten, zum Hunger verurteilt.

Die Kunst gehört in die Vitrine. Der Künstler gehört in den Sarg. Ein toter Dichter ist überschaubar. Lorbeer zum Geburtstag, wortlos oder wortreich. Überhaupt, ist Wortkunst Kunst bei uns? Sprechen, schreiben kann schließlich fast jeder im Land. Außerdem hatten wir Goethe und Schiller, das reicht wohl. Und was den Böll betrifft, da schweigen wir besser . . .

Nein.

Stellen wir fest, daß Worte dem Denken erst jene Form geben, die Kommunikation ermöglicht, die wiederum das Fundament der menschlichen Kultur ist.

Die Krankheit der Menschen in der Industriegesellschaft, die in ihrer Freizeit in Betontürmen isoliert werden, ist mangelnde Kommunikation. Man spricht kaum mit seinem Nachbarn im Turm, man spricht kaum noch mit seinen Kindern. Acht Stunden Arbeit, dann endlich allein im Auto, zuhause fernsehen, dann essen, fernsehen, schlafen. An Stelle von denken und sprechen Konsum der Bild- und Tonkonserven, vorgekaute Nahrung. Beginn von Schwachsinn, Ende der Eigenperson. Alibi, Traumexistenz, Demenz. Untertanenkultur?

Wollen wir geistige Krüppel um uns? Wir spielen Fußball, wir sind im Schützenverein, Hochsprung per Trampolin, Volkswanderung, Gesang. Ein wacher Geist jedoch braucht Widerspruch vor allem, Widerworte.

Er ist dann in, nicht mehr allein, nicht isoliert im teuren Sozialmietsilo. Er vermißt die Kneipe nicht, die fehlt, er braucht auch keine Discothek. Kultur ersetzt den Kindergarten, den Arzt in der Nähe und den potenten Mann. Kultur soll besser sein als ein höheres Einkommen, wichtiger als Brot, schneller als Busverbindungen. Wer in Kultur lebt, der läßt sich beackern. Also rettet die Welt durch Kultur.

Wie verabreicht man Kultur? Woher sie nehmen, um sie auf den Markt zu werfen.

Man besinnt sich der Künstler, das sind doch die, Kulturarbeiter. Man kann sie doch kaufen, die brauchen doch Geld. Die verdienen weniger als ein Arbeiter, die sind nicht einmal in der Krankenkasse. Soziale Aufwertung der Parias genehm? Ausschreibungen, Preise, Aufträge, um Volkskultur zu schaffen. Kunst am Bau.

Die Leute schütteln den Kopf.

Kultur entsteht durch Kommunikation. Welche? Beratung der Minister für Kultur, der Senatoren für Kunst, der Senatoren für das Bauwesen, der Minister des Inneren. Ein Apparat beginnt zu rotieren: Regierungsdirektoren, Referenten, Buchhalter für Kunst, Ausschüsse, Beiräte, Preisrichtergremien. Man befragt sogar die Soziologen.

Bringt die Kunst zum Volk, schafft so Kultur, wie ihr sie braucht.

Kunst im öffentlichen Raum.

Am Besten wieder Kunst, die man anfassen kann; die hat einen bleibenden Wert. Dem Volk Anlageobjekte schenken. Kulturrealisate, möglichst monumental, damit auch die Zeitung darüber berichtet.

Die bildende Kunst wird an den Mann gebracht, nicht mehr ans Haus geklebt. Die Monumente sollen auf die Straße unters Volk. Schliesslich betreibt der Politapparat die Kulturtherapie der benachteiligten Menschheit. Als Therapeuten setzen wir ein: Maler, Bildhauer, Ingenieure. Seit 68 spekuliert man sowieso mit dem sozialen Engagement des Künstlers. Medizinkunst Kunst?

Ein Maler soll jetzt seinen unbekannten Besuchern Arzt sein, Vaterfigur den saufenden Jugendlichen, Tröster der Alten, Hand auflegen gegen soziale Misere. Gleichzeitig soll er Realisate schaffen, nach Quadratmetern bestellt. Und er soll seinen Patienten auch noch beibringen, wie man malt, bildhauert, wie man Künstler wird und ist. Schnellkurs. Jeder sein eigener Artist. Dann soll der Obertherapeut möglichst noch die Patienten zählen, für den Public-Relation-Apparat des Senats. Sisyphosarbeit. Die staatlichen Kulturgötter lachen.

Es geht um Kommunikation.

Kultur ist nicht nur Erstellung eines Objekts. Worte werden gebraucht. Aber — poesia e la terra dei banditi — Worte sind gefährlich, denn nicht kontrollierbar. Poesie ist eine Waffe. Wort kann die Zukunft erreichen. Und wir brauchen Wider-Worte in den öffentlichen Raum, um den Zustand zu ändern.

Die Absurdität von Kunst im öffentlichen Raum, wie bisher durchgeführt, ist jedem ersichtlich. Arbeitsteilung der verschiedenen Behörden und Instanzen ist das Mindeste, was man hier fordern muß. Und etwas mehr Respekt vor einem Beruf, auch wenn er der eines Künstlers ist. Außerdem, Planlosigkeit ist noch nicht Kultur, geschweige denn Kunst. Und vor allem: etwas mehr Achtung vor den Leuten, denen man doch helfen will. So aber wird die Therapie zu einer Scharlatanerie.

Kultur ist, wenn man trotzdem denkt, die Worte nutzt. Da unterschiedliches Denken jedoch den Frieden stören könnte, reduziert man dieses Denken jeden Tag mehr zu einem Imitieren vorzensierter Floskeln. Bald gibt es nur noch eine Sprache wie im Kino, Fernsehlook und Fernsehküche, Liebe



aus dem Studio, Phantasie per Elektronik. Kommentar ersetzt das Eigenurteil. Halbstaatliche Anstalten denken für dich, sprechen für dich die zensierten Programme, verabreichen Kultur zum Abendbrot. Der Hormonspiegel erschlaffter Einzeller im Wohnbehälter wird durch Adrenalinschocks zu leichtem Plätschern gebracht. Brutalität für die Gezähmten. Kritik endet im Krimi. Gefühl millionenfach gesteuert. Pauschale.

Aber nicht jeder ist es zufrieden, daß er nichts mehr für sich tun, nichts sagen soll. Unruhe wächst. Manche sind gegen die Abschaffung des Selbst. Jugendliche wollen ausprobieren, wie man lebt. Arbeitslose sind des Gammelns leid. Superwohlstand auf dem Bildschirm lädt zum kriminellen Ausgleich ein. Manche möchten ganz einfach eine Antwort, wissen nicht, wen sie fragen können.

Auch die Politiker merken, die Röhre reicht nicht. Also Kultur auferwecken. Wortgewandt wird sie als Pflaster aller Wunden angepriesen. Sie muß jetzt die Löcher stopfen, Religion der Zeitgemäßen. Auch das Böse war des lieben Gottes Wille.

Kultur wird vermarktet als wär sie ein Ding und nicht gesellschaftlicher Zustand. Kultur als Alibi für das Versagen gewissenhafter Planung, als Kompensation für Unterdrückung. Kultur muß jetzt das geistige Sozialamt der Verkommenden werden, wähnen die Politiker, muß ihnen ein Gefühl von Größe geben, Selbstbewußtsein, Mitdabeisein. Wer in Kultur macht, sündigt nicht, er demonstriert nicht, genießt auch, was ihm nicht schmeckt, hofft man.

Die Behörde spricht von Kommunikation, verordnet sie. Kultur soll entwickelt werden, Künstler gefördert. Aber das Wort fehlt. Die Wortkunst ist in unserem Staat, in unserer Stadt, Land der Banditen, geächtet. Hat Schreiben überhaupt mit Kunst zu tun, mit Kommunikation? Kann man vom Staat verlangen, daß er sich in das Widerwort verliebt? Ein Staat, der das Wohl seiner Bürger verantwortet, darf sich nicht verhalten wie die Versammlung der Bauern im Rachen des Löwen.

Kunst richtet sich nicht nach gestern, wenn sie Kunst ist, sie ist nicht Schlaftrunk und auch nicht konformistisches Programm; denn dann wäre sie Verrat an der Zukunft des Menschen.

Poesie ist eine Waffe, offen, direkt.

Schreiben ist Widerstand.

Wir denken, was wir sagen.

Ingo Cesaro

Zwangsjacke

mein Hausarzt überwies mich
an zwei Spezialisten
dann erst
stellte er
seine sichere Diagnose
denn beide Spezialisten
hatten seinen Verdacht
bestätigt

ich stecke
in einer Zwangsjacke
von Geburt an
denn bewußt habe ich
mir niemals
eine
übergezogen

nur mit den Jahren
ist mir
meine Zwangsjacke
viel zu weit
geworden
ob aus Gewohnheit
wer weiß

und vergleiche ich
kann ich Sprünge tun
um die mich
ungezählte beneiden

weil sie eingezwängt sind
ohne Zwangsjacke
oder nur
ohne sichere Diagnose

Marietta Remp

Dieses Zittern seiner Hände

Gestern kam ein Mann
In die Strassenbahn
Ein Mann wie viele

Er setzte sich
Müde
Erleichtert
Weil er Feierabend hatte

Und es war
Als habe er nur seine Hülle
Dorthin gesetzt
Sein Wesen seine Gedanken sein Ich
Schienen anderswo zu sein
Weit weg
In seinem eigentlichen Leben
Das nichts mit diesem zu tun hatte
Das ihn zwang
Seine Tage zu vergeuden
Mit ungeliebter Arbeit
Nur um zu überleben

Ich betrachtete seine Augen
– Hohl wie leergeschöpfte Brunnen –
Seine zitternden Hände
Die auf der Aktentasche lagen
Und sein Gesicht
Von dessen Zuckungen er nichts wußte
Weil er nicht anwesend war
Sondern weit fort

Ingo Golembiewski

Die Wand

Die Wand ist aus Papier.
Die Wand ist aus Beton.
Die Wand ist mit Felsen geschichtet.
Die Wand ist mit Mörtel beklebt.
Die Wand ist aus Zellen gewachsen.
Die Wand ist gedacht.
Die Wand ist die Wand.

Und sie ist sicherlich lotrecht
und fachgerecht, maurerecht.
Und wahrscheinlich ist eine leere
Schnapsflasche in der Wand eingemauert,
eine Zigarettenkippe, Daumenabdruck,
ein Lied.

Die Wand hat eine feste
und eine bewegte Struktur.
Man kann sie durchschreiten.
Man kann sich den Schädel zertrümmern.
Ärzte behaupten, Wände seien hart.
Doch die Experten der Subelemente
sprechen vom Quark.

Marietta Remp

Abschied

Blutleere Stadt
Geboren aus nüchterner Kühle
Ist dein lebloses Gesicht

Durch deine Steinadern
Weht der Verwesung Geruch

Nie hat das Fieber der Hitze
Dich aufgewühlt oder ermattet
Nie werden deine Strassen
zu atmen verstehn

Und deine Menschen zu leben

Lauheit ist dein Wesen

Stadt ohne Seele
Du wirst mir fehlen

Ingo Golembiewski

Knoblauch

Auf dem Berg
zwischen weißen Blüten,
die nach Knoblauch rochen,
hab ich dich geliebt
gestern,
vor zehn Jahren,
heute
in diesem Bett
zwischen lindgrünen Läufern
kann ich nur Sparbücher schenken:
ich bin auf dem Berg geblieben
gestern,
vor zehn Jahren,
heute,
in dem weißen Duft
des Knoblauchs.

Ingo Cesaro

Nestbeschmutzer

mit vierundzwanzig Jahren
schon Abteilungsleiter
im größten Bettenfachgeschäft
der Stadt und

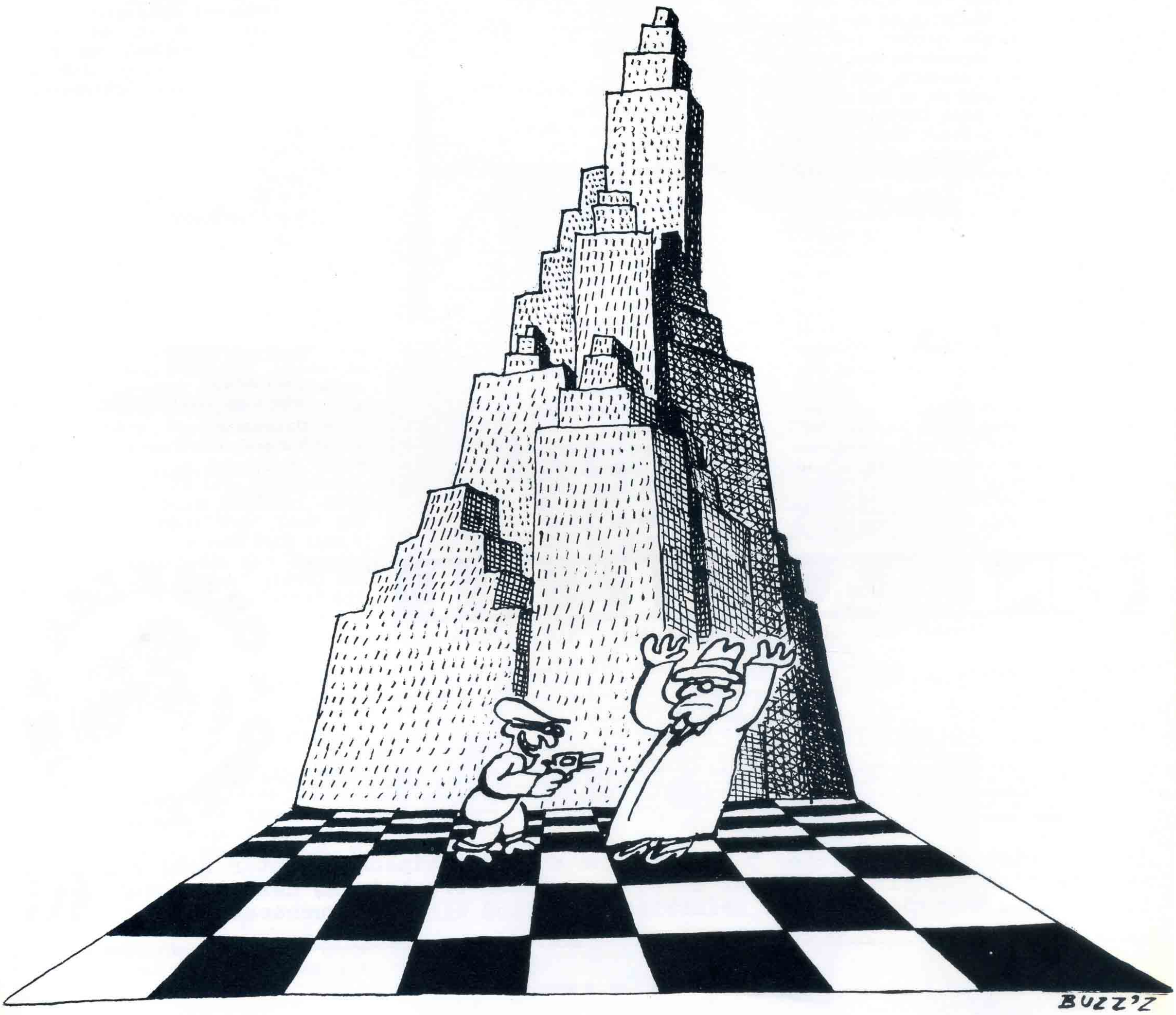
verlobt

ist er Bettnässer.

Kunsthandel & Antiquariat
Rolf-Peter Gerling

Alte Grafik
Bremensien
See- und Landkarten
Schiffs- und
Pferdedarstellungen
Kunsthandel &
Antiquariat

Bremen · Fedelhören 89
Tel. (0421) 32 76 32



"Schach"

Lev Detela

Vertreib die Ausländer

Im stürmischen Oktober machte ein Flugzeug auf unserer immergrünen Heimatwiese Notlandung. Unser Vater, scharfsinnig und mutig, ließ sofort seine Arbeit sein und machte sich mit dem Knecht auf zur Unglücksstelle. Die Flugzeugtüren öffneten sich rasselnd, und zum Vorschein kam ein schwarzhaariger Pilot in sehr schöner Uniform. Der Pilot sprach Vater auf französisch an und lächelte dabei wohlwollend. Die sonderbare Sprache, die Vater nicht verstand, schlug Wellen durch die Luft. Unser Vater wurde verwirrt, hob die Arme, schüttelte eigensinnig den Kopf. Der Pilot geriet ins Stottern, sein Redefluß brach ruckartig ab, in den Augen war eine stumme Bitte. Der Vater packte einen größeren Stock und schwang ihn wild. Der Pilot sprang zur Seite, so daß in unwillkürlicher Furcht seine Orden hüpften. Der Vater begann zu schreien und schob den Kinnladen vor. Der Pilot fuhr zurück und schwankte. Der Knecht hob die Faust und fuchtelte in der Luft herum. Der Vater spuckte in die Hand und reckte den Arm hoch in den stürmischen Himmel. Der Knecht hob den Fuß, und es schien, er trete einen unsichtbaren Gegner. Der Vater verfiel in jähzorniges Gekicher. Der Pilot kroch furchtsam ins Flugzeug, und obwohl sie beschädigt waren, zündeten die Motoren. Noch als das Flugzeug hoch in der Luft war, hob unser Vater die Faust in die Himmelmitte und schäumte vor Wut.

Harald Schmid

Kurzes Glück

mit der arbeit
existieren

mit dem urlaub
leben

mit der rente
sterben

Regierung

eines tages
wenn das kartenhaus
zusammenfällt
wird es keine rolle
mehr spielen
ob die karten echt
oder gezinkt
waren

Liebesroman

als sie sich
schließ- und endlich
gefunden hatten
hätte die geschichte
angefangen
mich zu interessieren
doch dort
endete der roman

Furcht

zuweilen
fürchtete er sich

aber er wußte nicht genau
vor wem

manchmal
hatte er sich selbst
in verdacht

Schicksal eines Dichters

auf der suche
nach sich selbst
vergaß er die anderen

als er endlich
auf die anderen stieß
war er vergessen

Epitaph 2000

das häßliche
wurde zur tagesordnung

das unrecht
zur gewohnheit

die gleichgültigkeit
zum grab

CINEMA OSTERTOR BREMEN

OSTERTORSTEINWEG 105 / SIELWALLKREUZUNG – RUF 70 0914

Weser-Kurier vom 13.Juni 71: ..... Am Beispiel der beiden ersten „neuen Kinos" in der Bundesrepublik, die ohne Subventionen einen anspruchsvollen Spielplan anbieten - dem „Abaton" in Hamburg und dem „Cinema Ostertor" in Bremen .....

Frankfurter Rundschau 10.Juli 1971: ..... Zum Modell für die angestrebten Kinos, die dank privater Initiative bereits als Alternativen zu den ausschließlich vom Marktdenken her bestimmten Theatern der Filmwirtschaft bestehen ..... dem Hamburger „Abaton" dem Bremer „Cinema Ostertor", von hier werden neue Impulse ausgehen.

Fernsehen und Film 7.Juli 1971 neben „Filmkritik" die wichtigste Informationsquelle über den Film: Private Initiativen ..... ist die Folge der Versäumnisse der Filmwirtschaft, gleich ob diese Versäumnisse aus Dummheit geschahen oder notgedrungen. In den letzten anderthalb Jahren entstanden immer mehr Abspielstellen, die sich ihre Filme nicht vom Verleih aufdiktieren lassen, sondern sie sich selbst besorgen: aus Archiven, Coops, von Filmemachern im In- und Ausland usw. Beispiel: —in Berlin entwickelte sich aus gelegentlichen Vorführungen der „Freunde der deutschen Kinemathek e.V." in der Akademie der Künste das Kino „Arsenal" ..... In Bremen spielt das „Cinema Ostertor" täglich zweimal; im Juni waren im Programm unter anderem Georg Moorses „Lenz", Andy Warhols „Couch", Don Siegels „Fressen für die Geier", David Loeb Weiss' „No Vietnamese"

CINEMA OSTERTOR

dies schrieb die presse vor 5 jahren, nun wird das cinema ostertor wohl bald verschwinden und ein supermarkt in seinen räumen erscheinen, denn das haus soll verkauft werden und die meistbietenden sind die verbrauchermärkte. <<<

ANTIK

Hans Ulrich Bonath

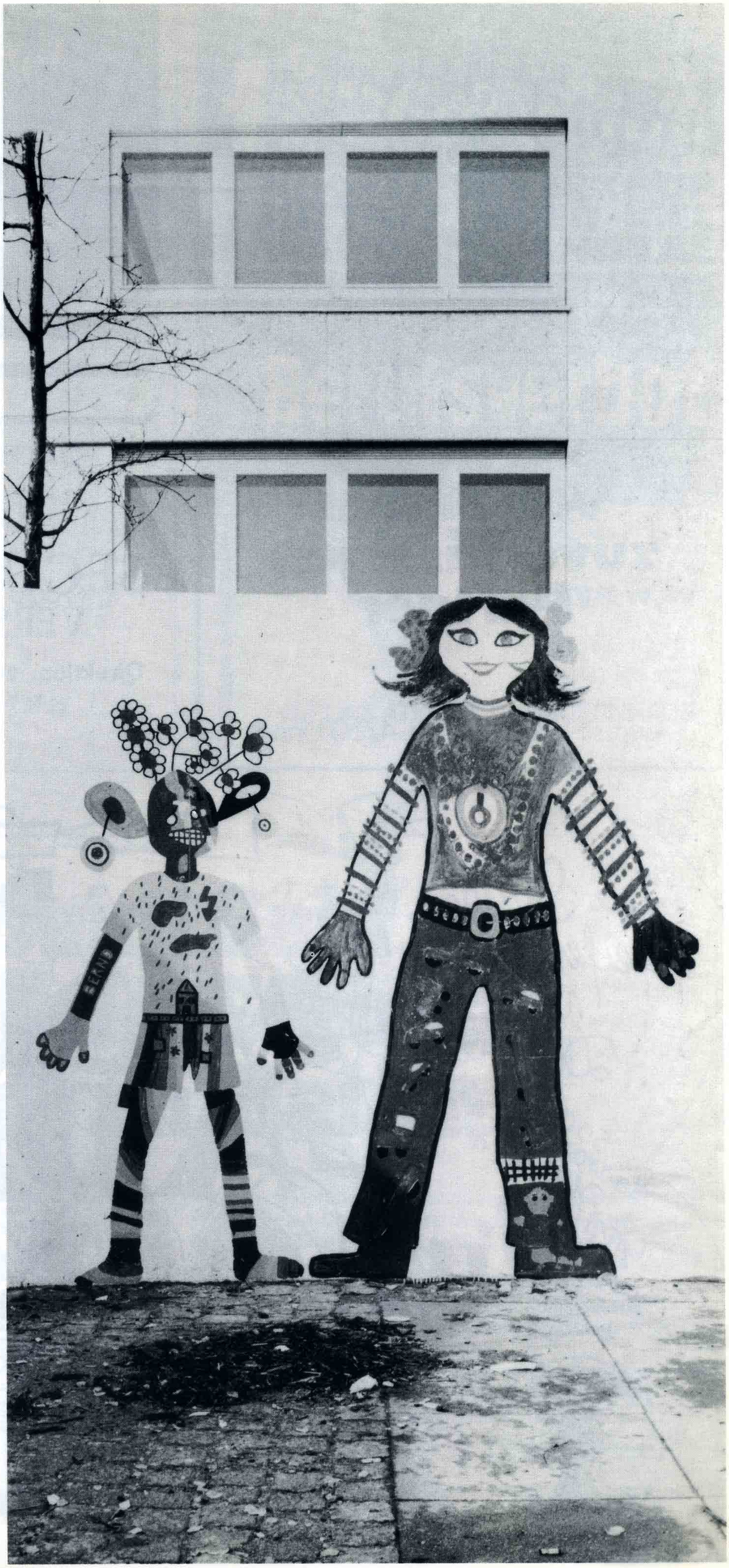
Preisgünstige Antiquitäten

An- und Verkauf

Fedelhören 72 · 2800 Bremen · Telefon (0421) 324494

Kultur-Notizen

- Bildende Künstler jetzt im DGB. Der Zentralverband der Gewerkschaft Kunst hat auf seiner Sitzung am 22. März Anträge der betroffenen Organisationen akzeptiert, ab 1. juli 76 der Gewerkschaft Kunst beizutreten. Es handelt sich um die in der Bundesvereinigung der Berufsverbände Bildender Künstler organisierten Graphiker, Maler, Bildhauer usw. sowie um die Mitglieder der Gewerkschaft Deutscher Musikerzieher und Konzertierender Künstler.
- Irmtraud Morgner, DDR-Autorin des Frauenemanzipationsromans „Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz" beginnt am 26. April eine Lesereise durch die Bundesrepublik, anläßlich des Erscheinens ihres Buches bei Luchterhand.
- Zwei Künstler verhaftet. Zwei spanische Künstler sind auf Anweisung des spanischen Innenministeriums verhaftet worden, weil sie Plakate für die Amnestie politischer Gefangener entworfen haben. Es handelt sich um den Maler Genovés und den Bildhauer Muyor.
- Einer der bekanntesten zeitgenössischen Maler, der aus Köln stammende Max Ernst, ist im Alter von fast 85 Jahren in Paris gestorben. Der Künstler, zuerst dem Dadaismus zugewandt, wurde in den zwanziger Jahren zu einem Wegbereiter des Surrealismus. Zu seinen engsten Freunden zählten die beiden linken französischen Schriftsteller Paul Eluard und Louis Aragon. 1939 wurde er in Frankreich wegen seiner antifaschistischen Grundeinstellung von den Nazis interniert, 1941 emigrierte er nach New York und kehrte 1953 wieder nach Paris zurück. Weltberühmte Gemälde von ihm sind „Der Löwe von Belfort" (1943) und „Europa nach dem Regen" (1940/42), beide eine bittere Anklage gegen den Krieg und seine Folgen.
- Das Münchner „theater k" ist bis zum 13. Juni mit seinem Lehrlingsstück „Prügelknaben" auf Tournee durch die Bundesrepublik und wird dabei auch an den Ruhrfestspielen (Junges Forum) teilnahmen.
- Ausländische Proteste gegen Paragraph 88a. Der schwedische PEN-club hat den sogenannten Gewaltschutzparagraphen in einem Brief an das PEN-Zentrum der Bundesrepublik als einen Angriff auf die Freiheit des Wortes kritisiert. Kurz zuvor hatte bereits der schwedische Schriftstellerverband in einem Brief an den Verband Deutscher Schriftsteller (VS) seine Beunruhigung über den Paragraphen ausgesprochen.



Chemie-Baustoffe
für Haus & Bau

ceresit

CERESIT

Sichere Baustoffe von einem zuverlässigen Partner

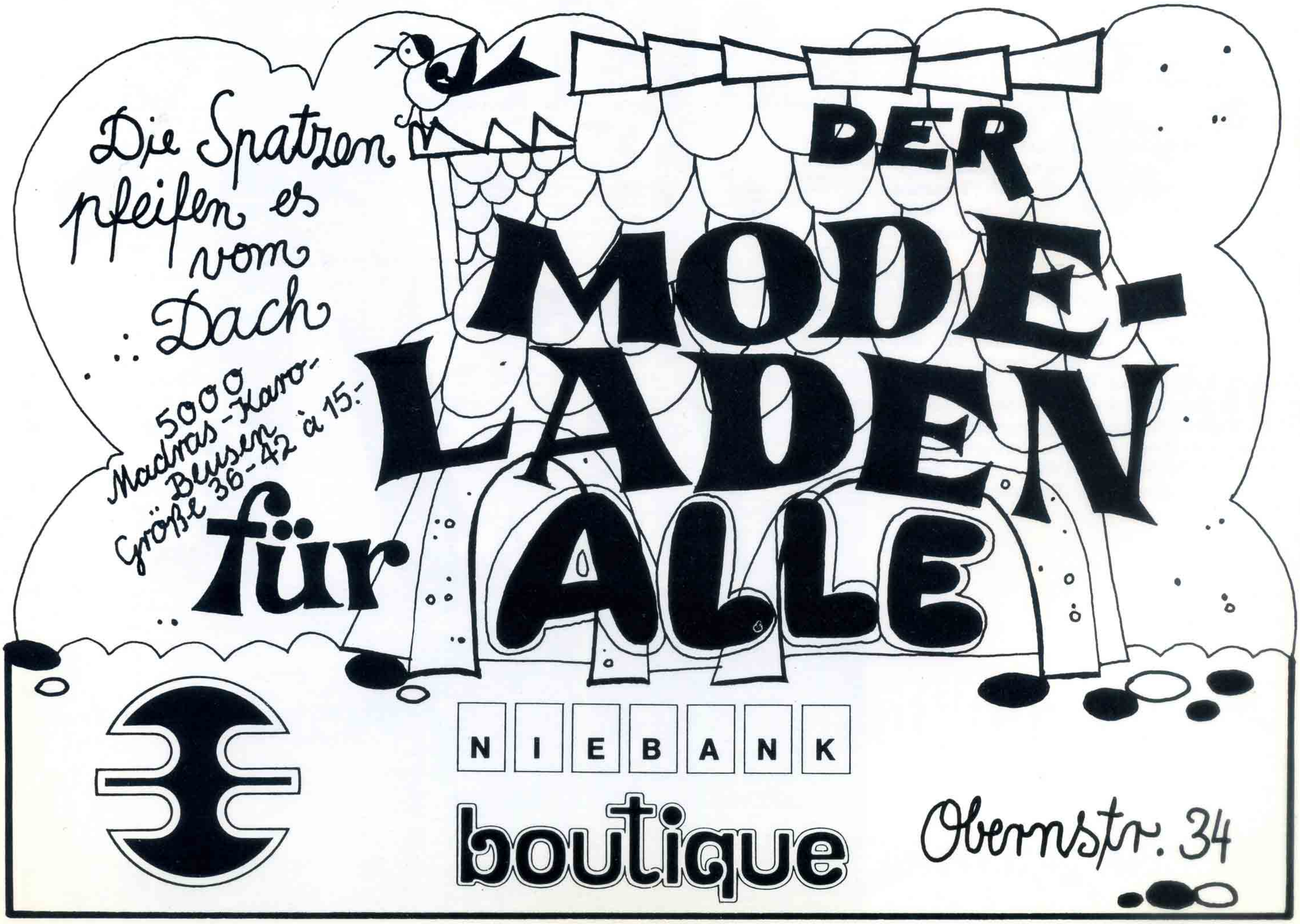
Ceresit-Werk GmbH, 4750 Unna

Wir versichern was Sie lieben, was Sie haben, was Sie wollen: Gesundheit, Leben, Werte.

GILDE

SECURITAS-GILDE
VERSICHERUNGEN

Direktion: 28 Bremen, Postfach 7
4 Düsseldorf, Postfach 107 807



Stoffis Stübchen

Inh. Elfr. Steffi Stephan

Das gemütliche Nachtlokal

geöffnet von 23⁰⁰ bis 7⁰⁰ Uhr
morgens

Keppler- Ecke Feldstr. / Tel. 7 34 25

Beutin · Metscher · Meyer

ANDERSCH · DREWITZ
BÖLL · DEGENHARDT
ENGELMANN · RITTER
HERBURGER · SCHÜTT
KROETZ · SÜVERKRÜP
KITTNER · FRIED · IGEL
WANDREY · ANDRAE

Berufsverbot

Berufsverbot

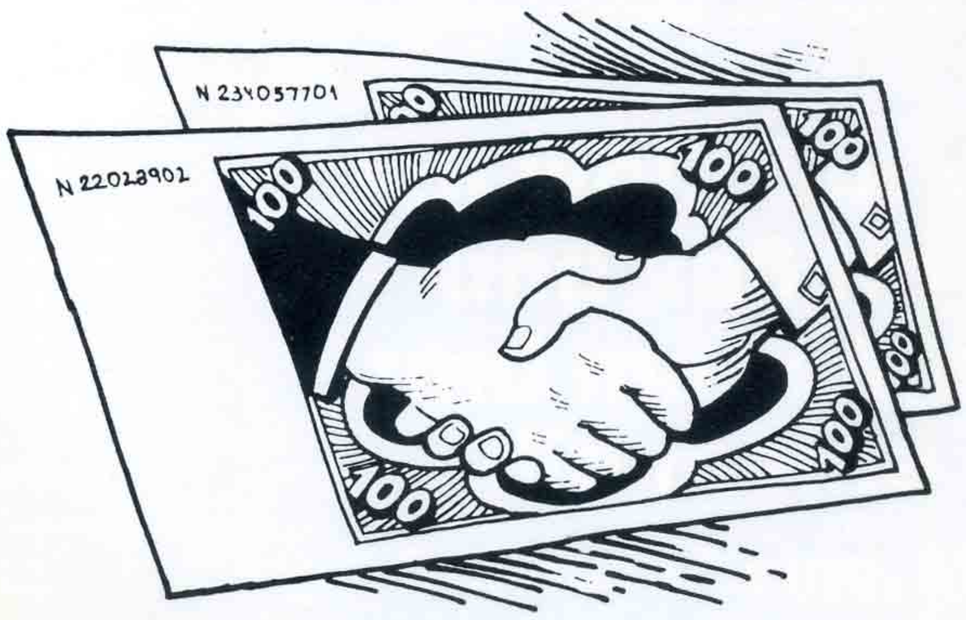
Ein bundesdeutsches Lesebuch

DM 14,80

ATELIER IM BAUERNHAUS

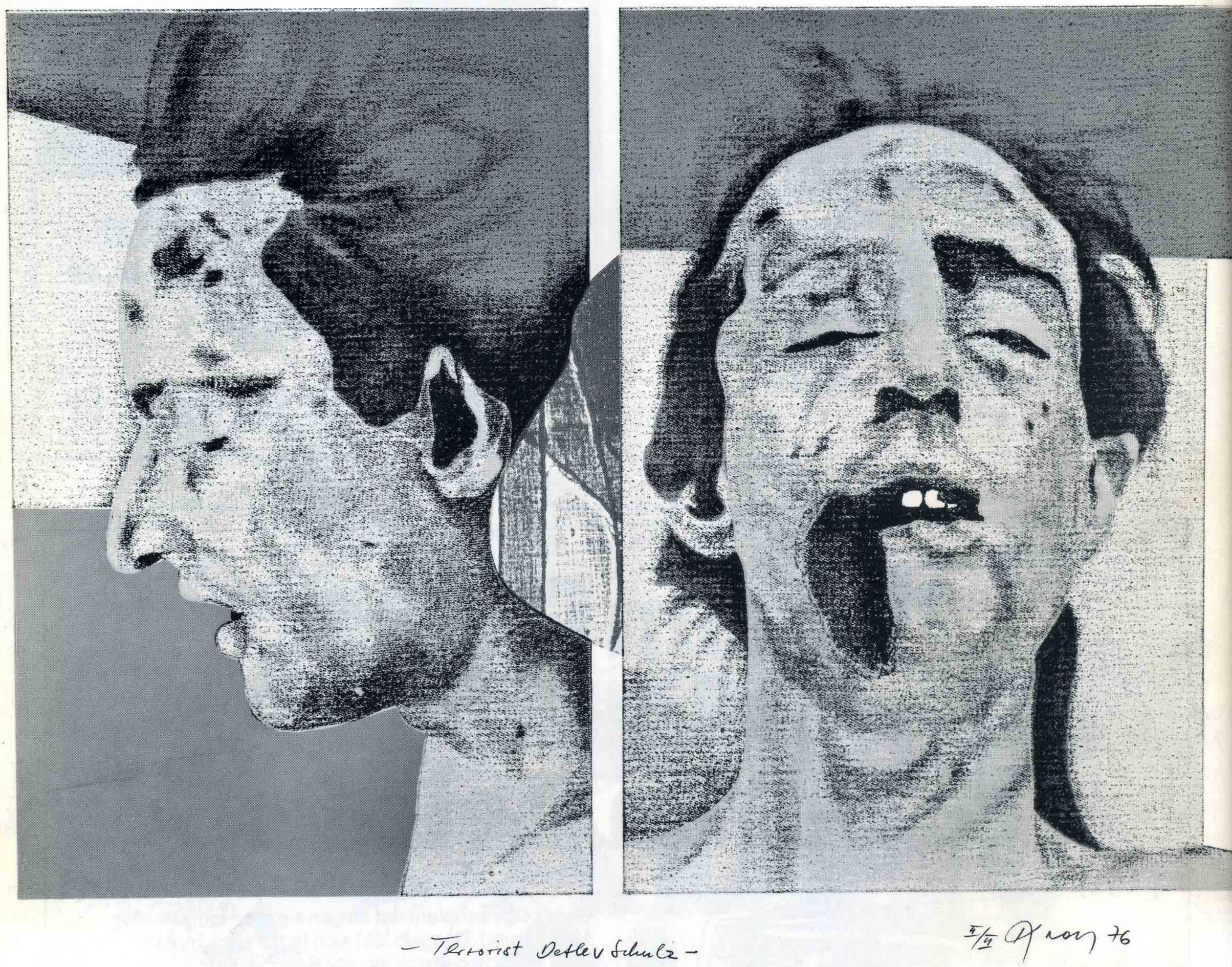
VERLAG ATELIER IM BAUERNHAUS

Beim Geld fängt die Freund-schaft an. Bei uns.



Jedes Geldproblem hat seinen eigenen individuellen Hintergrund. Deshalb läßt sich jedes auch nur auf eine Art richtig lösen: auf der Basis wirklicher Partnerschaft.
Die Sparkasse arbeitet in ihrem örtlichen Bereich. In diesem Gebiet kennt sie sich besonders gut aus und kann auf die Wünsche und Probleme ihrer Kunden besonders gut eingehen.
Sie ist deshalb der ideale Partner für weitreichende kommunale Aufgaben, für die ortsansässige Wirtschaft und natürlich für jeden Einwohner.

Sparkasse Bremen



— Terrorist Detlev Schulz —

4/4 Aug 76